

NR. 53. OFFENBURG, 27. DEZ. 1961. 3 Z 2013 C. 60 PFENNIG
Österreich 4.50 ö. S. - Schweiz -.70 sfrs. - Italien 120 Lire - Frankreich -.90 NF - Schweden 1.- skr. inkl. oms.
BUNTE
ILLUSTRIE
Münchn
ILLUSTRIE
VON MILLIONEN GELESEN
Sepp Herberger
SIEGE UND SORGEN
Der zweite Mann entging dem Henker
Neue Rätsel im Fall Lindbergh
10 SEITEN FARBBERICHT
Komm mit mir nach Tahiti
Die schönsten Fotos aus der Traumwelt der Südsee
Prinzessin Paola
Schmuck für eine Million als Weihnachtsgeschenk?

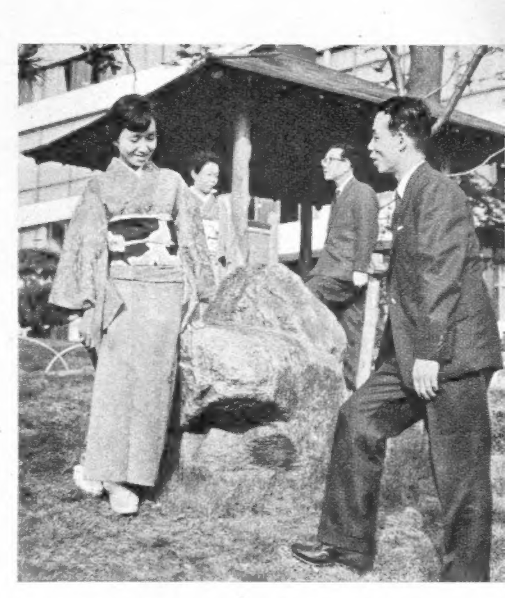
BERICHTE UNSERER KORRESPONDENTEN Diese Woche aus Tokio,

Erst die Hochzeit, dann die Liebe

Tokio — So viele Trauungen wie in in diesem Jahr hat es in Japan noch nie gegeben. Allein von Februar bis Juni wurden 885 015 Hochzeiten gefeiert. Und in den Monaten Oktober und November gab es einen so starken Ansturm der Brautpaare, daß es schwierig war, überhaupt noch ein Lokal für die Festtafel zu finden.

Die große Überraschung ist: 75 Prozent aller neuen Eheschließungen erfolgen wieder nach der guten alten Sitte des „Miai". „Miai" heißt wörtlich: sich beobachten. Das geschieht am Tag der Verlobung, wenn die jungen Leute sich kennenlernen. Zuvor hat sich ein „Nakodo", meistens ein Verwandter oder guter Freund der Familie, als Vermittler betätigt. Er hat die beiden Elternpaare über die finanziellen Verhältnisse und die persönlichen Vorzüge der „Gegenseite" orientiert und — wenn beide Teile Interesse an einer Verbindung ihrer Kinder bekundeten — den Kontakt zwischen ihnen hergestellt.

Schließlich trifft man sich in einem Hotel oder einem Restaurant. Dort einigt man sich über die beiderseitige Mitgift. Bei dieser Verhandlung sind auch die beiden Hauptbetroffenen, der junge Mann und das Mädchen, anwesend. Aber sie sitzen schweigend dabei. Erst wenn das über ihr künftiges Glück entscheidende Gespräch positiv abgeschlossen ist, dürfen sie



Ihre Heirat ist beschlossene Sache – das Kennenlernen kommt erst jetzt.

sich unterhalten und allmählich kennenlernen.

„Die Liebe kommt nach der Hochzeit!" heißt ein japanisches Sprichwort. Und das gilt auch im heutigen demokratischen Japan wieder. Die nach dem Krieg eingeführten „modernen" Eheschließungen nach europäischem und amerikanischem Muster sind längst wieder außer Kurs. Denn sie haben in den seltensten Fällen gehalten. „Miai"-Heiraten dagegen enden fast nie vor dem Scheidungsrichter.

WERNER CROME

Zwei Partner für Pelikan Peter

Athen — Peter, der berühmte Pelikan der Insel Mykonos, hat jetzt zwei Kameraden bekommen. Ganze fünf Jahre tappte er allein zwischen den weißen Windmühlen herum, begrüßte Touristen und sonnte sich am Strand.

Peters Einsamkeit erweckte das Mitleid des Gouverneurs des amerikanischen Bundesstaates Louisiana, Jimmy Davis, als er auf Mykonos bei einer Urlaubsreise Station machte. Mr. Davis bemühte sich vergeblich, herauszufinden, ob Peter wirklich männlichen Geschlechts ist. Um ganz sicher zu gehen, schickte er jetzt per Flugzeug ein Pelikanpärchen, Alphonse und Omega. Peter wird also auf jeden Fall einen Partner haben — aber auch einen Rivalen.

Vor fünf Jahren war Peter auf Mykonos angekommen. Er stürzte über der Insel ab, als er mit einem Schwarm



Fotografisches Hauptmotiv für die Touristen auf Mykonos: der Pelikan Peter.

Pelikane unterwegs nach Süden war. Die Bewohner nahmen ihn freundlich auf, er fühlte sich wohl — und entwickelte sich rasch zur originellen Attraktion des Fremdenverkehrs.

KARIN KAEMMEREIT

Indizien überführen Kidnapper

Sydney — Das letzte Kapitel im Mordfall Thorne Bradley ist geschrieben. Die Regierung des australischen Bundesstaates Neu-Süd-Wales hat es endgültig abgelehnt, den Fall noch einmal vor dem Höchsten Gericht verhandeln zu lassen. Gleichzeitig wurde die Belohnung ausbezahlt, die für wichtige Hinweise zur Ergreifung des Täters ausgesetzt war.

Anfang 1960 hatte ein Reisevertreter namens Thorne das große Los gezogen und 100 000 Australische Pfund (944 000 Mark) gewonnen. Im Juli jenes Jahres verschwand Thornes elfjähriger Sohn Graham auf dem Weg zur Schule. Ein paar Stunden später wurden die Eltern von einem Fremden angerufen. Der Mann, der mit leicht ausländischem Akzent sprach, sagte, das Kind sei in seiner Gewalt, und verlangte 25 000 Australische Pfund als

Athen und Sydney

Lösegeld. „Wenn Sie mir das Geld nicht geben, werde ich Ihren Jungen an die Haifische verfüttern", drohte er. Er sagte noch, daß er später wieder anrufen werde, dann legte er auf.

Die Eltern hatten bereits die Polizei benachrichtigt. Der Kidnapper mußte wohl gemerkt haben, daß ihm die ganze Polizei von Neu-Süd-Wales auf den Fersen war. Er rief nicht mehr an. Und Graham Thorne blieb verschwunden.

In allen australischen Zeitungen, über Rundfunk und Fernsehen sagten die Eltern dem Kidnapper das verlangte Lösegeld zu. Die Polizei versprach, sich nicht einzumischen und keinerlei Fallen zu stellen. Hauptsache: Der Junge kehrt gesund zurück. Der Pfarrer einer großen Kirche bot sich als Mittelsmann an und gelobte Stillschweigen.

Alles war erfolglos. Das Kind kam nicht zurück.

Jetzt begann die Jagd auf den Kidnapper. Polizei und Presse setzten für Hinweise, die zur Ergreifung des Verbrechers führten, eine Belohnung von 15 000 Australischen Pfund aus. Tausend Anzeigen wurden erstattet, Hunderte von falschen Spuren verfolgt.

Immerhin erfuhr die Polizei auch, daß zu der Stunde, als Graham von daheim wegging, ein dunkelblauer Ford vor dem Haus parkte. Die Eigentümer sämtlicher Wagen dieses Modells wurden befragt. Unter ihnen auch ein ungarischer Einwanderer namens Stefan Bradley. Aber vorläufig führten noch alle Spuren ins Nichts.

Im September 1960 wurde der kleine Graham Thorne gefunden. Tot, der Leichnam in eine Decke gewickelt. Er hatte Kopfverletzungen.

Einige Wochen später wurde Stefan Bradley in Colombo (Ceylon) auf einem von Australien kommenden Schiff festgenommen. Nach wochenlangen Verhandlungen lieferte ihn Ceylon an Australien aus.

Die Polizei von Neu-Süd-Wales hatte brillante Arbeit geleistet. Sie hatte eine Kette von Indizienbeweisen geschmiedet, die Bradley nicht mehr abschütteln konnte.

Im Garten seines ehemaligen Hauses war ein Stück alten Kamerafilms gefunden worden. Eines der Bilder zeigte Frau Bradley, auf einer Decke sitzend. Es war die Decke, in welche die Leiche Grahams eingewickelt war. Man fand eine Stehlampe, deren Kabel mit einem Stück Bindfaden zusammengebunden war. Grahams Hände und Füße waren gefesselt, ebenfalls mit einem Bindfaden. Die Untersuchung ergab, daß in beiden Fällen der Bindfaden vom selben Knäuel stammte. An der Decke hafteten Menschen- und Hundehaare. Jene stammten von Bradleys Frau, diese von Bradleys Pekinesenhündchen. Winzige Pflanzenteile kamen von Büschen, die in der ganzen Umgebung nur in Bradleys Garten wuchsen.

Nach seiner Rückkehr aus Ceylon machte Bradley ein Geständnis. Er habe den Jungen entführt, jedoch nicht ermordet. Grahams Tod sei ein Unfall gewesen. Er habe den Jungen gefesselt und in den Kofferraum seines Ford gesperrt. Dort müsse er dann erstickt sein.

Später widerrief Bradley dieses Geständnis. Er habe es nur unter Druck abgelegt, behauptete er. Aber das half ihm nichts. Er wurde lebenslänglich ins Zuchthaus geschickt.

GEO. F. TROST



Die hier geäußerten Ansichten sind nicht unbedingt identisch mit der Meinung der Redaktion

WARUM MONOPOLSTELLUNG?

Zu dem Leserbrief „Weg mit der Sprachschwierigkeit", Heft 49.

Es sei daran erinnert, daß die „Deutsche Einheitskurzschrift" schon seit 1924 amtlich für den Unterricht an den öffentlichen Schulen eingeführt wurde. Zwar ist es richtig, daß seit 1933 der Unterricht auch allgemein nur noch in „Deutscher Einheitskurzschrift" erlaubt war, aber diese „Monopolstellung" war nötig, so schmerzlich sie manche Anhänger anderer Kurzschriftsysteme traf. Seien wir doch froh, daß es nicht mehr wie vor 1924 eine verwirrende Vielzahl von Kurzschriftsystemen in Deutschland gibt! Jeder glaubte und behauptete, „seine Kurzschrift" sei die beste. Dies behaupteten natürlich auch die Brüder v. Kunowski, die Begründer der „Nationalstenografie" und ihre Anhänger. Zu ihnen darf ich sicher auch Herrn Böttger zählen.

Walter Engmann, Freiburg i. Br.

EIN EINFACHES MITTEL

Zu unserem Bildbericht „Mit den Millionen kam die Angst", Heft 48.

Es gibt ein einfaches Mittel, daß die Angst der Günseli Merter verschwindet. Sie veranlaßt ihren Sohn Attila, seinem Vater, der ja ohnehin böse ist, daß er leer ausging, die Hälfte der Millionen zu schenken, dann hat er wenigstens auch die Sorgen. Dann sorgt sie dafür, daß Attila die übrige Hälfte, bis auf eine Million, für wohltätige Zwecke stiftet. Mit dieser einen Million geht sie dann mit ihrem Sohn in ein anderes Land, und dann wird sie glücklich sein.

Theo Jaspers, Sendenhorst

AUCH EINE DEUTUNG

Zu Fragen von heute, Heft 48.

Schweinfurt sollte angeblich erst Lammfurt heißen. Aber der ungeschickte Steinmetz, der den Auftrag hatte, das Stadtwappen in Stein zu hauen, machte aus dem Lamm ein Schwein. *Wilh. Kulenberg, Preetz*

Es gibt eine ganze Reihe von Deutungen des Namens unserer Stadt, die alle nicht befriedigen; die von Ihnen angegebene (abnehmen, schwinden) dürfte so ziemlich die verkehrteste sein. Sprachwissenschaftlich und topografisch-geografisch ist diese Erklärung nicht haltbar, genausowenig wie die immer wieder strapazierte Schwabenfurt.

Dr. Saffert, Stadtarchiv, Schweinfurt

BEDAUERN ÜBER DIE HALTUNG

Zu unserem Bildbericht „Zwei Schüsse krachten am Waldessaum", Heft 49.

Zu dem Bericht über die Jagdtragödie im Bayerischen Wald möchte ich mein Bedauern über die Haltung eines Teiles der Bewohner von Hörebach kundtun. Alle Achtung gebührt dem Aufseher, der sich selbst von seinem Nachbarn nicht bestechen ließ und diesen gemeinen Dieb sicher nicht leichten Herzens verhaftet hatte. Wie wäre es, wenn jeder Verkehrssünder für sein selbstgemachtes Gesetz mit einer Mordwaffe sorgen würde? Warum haben die Angehörigen des Wilderers nicht auf diesen eingewirkt, daß er mit seinen Diebereien aufhörte?

Jos. Konzett, Bludenz, Österreich



Heft 53

BRIEFE UNSERER LESER

Seit es die Jagd gibt, gibt es Wilderer. Der Jagdverwalter ist im Nachteil, weil er ein meist sehr großes Gebiet zu betreuen hat. Die harten Strafen für das Wildern reichen anscheinend für ein Abschrecken nicht aus. Sind sie noch zu mild? Gilt Wildern noch immer in den Augen der Nichtjäger als Kavaliersdelikt?

Victor Schäffer, Düsseldorf

JETZT IST'S EIN DACKEL

Zu unserem Leserbrief „Gesucht Königspudel Pucki", Heft 44.

Da Sie schon so vielen geholfen haben, wage ich mich mit der Bitte an Sie, ob Sie mir auch helfen wollen.



Seit dem 12. Juli ist meine Dackelhündin spurlos verschwunden. Vermutlich ist sie von einem Autofahrer mitgenommen worden. Sie war damals getrimmt, also nicht so langhaarig wie auf dem Bild. Vielleicht weiß einer Ihrer vielen Leser etwas von meiner Dackelhündin. Ich habe alles versucht — jetzt sind Sie meine einzige Hoffnung. Tag und Nacht finde ich keine Ruhe. Seit Wochen. Mein Hund ist von der Landstraße zwischen Roda a. d. Weil und Neuweilnau weggekommen. Bitte, helfen Sie mir!

Frau Th. Wingenfeld, Frankfurt/M

LAND AN DER RUHR

Zu unserem gleichnamigen Farbbericht, Hefte 48/49.

In Heft 48 auf Seite 43 veröffentlichten Sie ein Foto des Fotografen Hermann Harz, Düsseldorf, das die Warmbreitbandstraße der August-Thyssen-Hütte in Duisburg-Hamborn darstellt und das Bild eines Walzers an einem Steuerstand der Straße zeigt, deren Produktion durch 18 Mann je Schicht von 10 Steuerpulten aus gesteuert wird. Das war in Ihrem Text nicht erwähnt.

August-Thyssen-Hütte, Duisburg

SCHWER EINZUKALKULIEREN

Zu unserem Tatsachenbericht „Blaues Blut in roten Adern".

Ob dieser Herr blaues, gelbes oder grünes Blut in den Adern hat, kann uns doch gar nicht interessieren. Besonders wir Berliner, die wir ja das Bollwerk für das übrige Deutschland sind, möchten von ihm so wenig wie möglich hören. Er trennt uns von unseren nächsten Angehörigen — und wo sind noch die vielen Kriegsgefangenen?

Butschke, Berlin

... erhebt sich die Frage, ob uns durch die Veröffentlichung der adeligen Abstammung Chruschtschows nicht ein Schaden entstanden ist. Das Benehmen und die Knollennase des Herrn Nikita diente doch stets als Beweis seiner proletarischen Herkunft und kommunistischen Gesinnung schlechthin. Jedoch, wie Ihr Bericht zeigt, kommen auch beim Uradel Knollennasen vor.

S. Batz, Karlsruhe

Der Typ Chruschtschow mit seiner eminenten Spannkraft und zugreifenden Intelligenz hat mich von Anfang an wie all diese von Spengler vorhergesagten Cäsarentypen dieses Jahrhunderts der Revolutionen sehr interessiert. Ich habe nie etwas von der doch wohl auf klaren Fakten beruhenden Herkunft, von der Sie berichten, gewußt. Wahrscheinlich ist aus dieser Erbmasse und Herkunft diese ganze explosive Kraft zu erklären, die heute Frieden oder Krieg, also Untergang dieser Welt in der Hand hat und von ihren Partnern in der westlichen Welt so unendlich schwer einzukalkulieren ist.

Dr. H. Bauer, Berlin-Wilmersdorf

Die BUNTE Illustrierte hat in der Nummer 45 vom 7. November 1959 innerhalb einer Reportage über den Spielbankenskandal in Bayern berichtet. Dabei sind auch die Verhältnisse im Norden der Bundesrepublik bei der Errichtung bzw. Planung von Spielbanken kritisch durchleuchtet und in diesem Zusammenhang gegen den Ministerpräsidenten des Landes Schleswig-Holstein, **Kai Uwe von Hassel**, Vorwürfe erhoben worden. Herr Ministerpräsident von Hassel hat sich in aller Entschiedenheit gegen Inhalt und Form dieser Berichterstattung verwahrt und sie als unberechtigt zurückgewiesen.

Wir bedauern, unsere Leser auf diese Weise informiert zu haben, und betonen ausdrücklich, daß es uns ferngelegen hat, unrichtige Behauptungen über Herrn Ministerpräsident von Hassel zu verbreiten oder ihn dadurch in irgendeiner Form herabzusetzen. Wir stehen daher nicht an, den früheren Bericht hiermit insoweit zu korrigieren.

Redaktion und Verlag der BUNTEN Illustrierten

BILDBERICHTE

UNSER FARBBERICHT

TATSACHENBERICHTE

ROMANE

KURZ – ABER WICHTIG

DER NEUE HITCHCOCK



ZUM TITELBILD:

Wird Paola, die junge Gattin des Prinzen Albert von Belgien, den Smaragdschmuck der Kaiserin Eugénie tragen? Reporter der BUNTEN versuchten herauszufinden, wer diesen Schmuck kurz vor Weihnachten für eine Million ersteigert hat. Sie berichten darüber in diesem Heft.

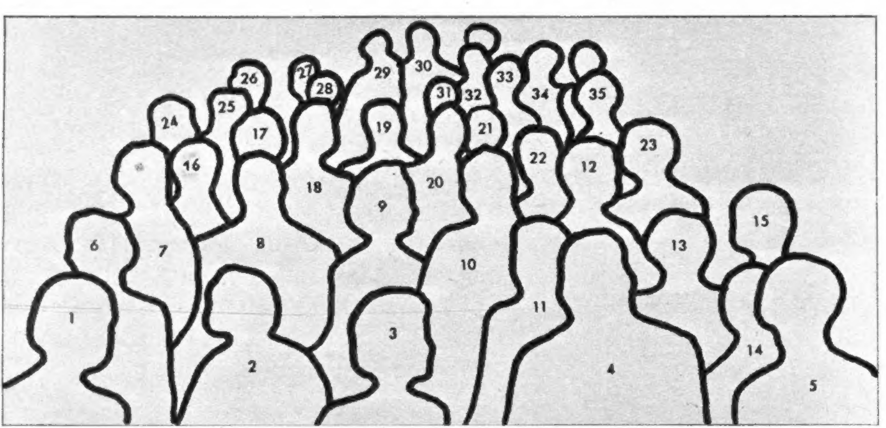
Die BUNTE Jllustrierte / Münchner Jllustrierte erscheint wöchentlich bei Burda Druck und Verlag GmbH, Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Lutz Böhme. FÜR DEN INHALT VERANTWORTLICH: Karlheinz Schönherr. BILDREDAKTEUR: Waldemar Dinkat. CHEF VOM DIENST: Walter Remus. REDAKTEURE: Werner R. Gallé, Dr. Willy Grafschmidt, Dr. Kurt Gustmann, Hermann Holl, Dr. Ernst Klinnert, Jeanette Mischlin, Karl-Heinz Nass, Oswald Scharfenberg, Helmut Sohre, Dr. Herbert Speckner, Gundolf Stahn. IMPRIMATUR: Sepp L. Tauschmann. BILDERDIENST: Karlheinz Przybylla. REPORTER: Bruno Arnold, Hannes Betzler, Roland Pfaff, Alfred Strobel. BERATENDE REDAKTION: Bernd Ruland, Peter Heim, Oscar Saile. GESTALTUNG: Karl-Heinz Hannappel, Walter Schollmayer. VERLAGSLEITUNG: Dr. Wolf-Dieter Kuner. ANZEIGENLEITUNG: Wolfgang Brudermüller. HERSTELLUNG: Hermann Schlosser/Helmut Gast. ZWEIGREDAKTIONEN: München: Georgenstraße 19, Tel. 33 37 45, Fernschreiber 05 22043. Bonn: Gerhard Krüger, Bad Godesberg, Schumannstraße 15, Tel. 6 82 09. Frankfurt/Main: Marita Benthien, Brückenstraße 13, Tel. 68 29 02. Hamburg: Georg Würtz, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 32 56 06. AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Argentinien: Oskar Kersenbaum, Buenos Aires, Santiago del Estero 656. Benelux-Staaten: René Henoumont, Brüssel, Tel. 12 06 22. Brasilien: Eduard Keffel, Rio de Janeiro, Tel. 36 32 13. Frankreich: Emile Perauer, Paris 8, Champs-Elysées 102, Tel. Elysées 66—79. Paul François Léonetti 4, Av. Mirabeau, Nizza, Tel. 88 26 06. Großbritannien: Gerd Treuhaft, London, Tel. Wordsworth 7410, 60 Preston Hill, Kenton Middlesex. Italien: Johannes Aalto, Rom, Via S. Melania 1. Japan: Werner Crome, Tokio, Mgoru-Ku, Kamimaguro 8 - chome 292. Österreich: Inge Elkan, Wien, Tel. 65 74 86. Spanien: Karl Tichmann, Madrid, Tel. 34 55 67. USA: Dr. Hans Fröhlich, New York, Tel. Defender 5-5045. REDAKTION UND VERLAG: Offenburg/Bd., Tel. 23 51—57, Fernschreiber 07 52843. VERLAGSBÜROS: Berlin W 30, Marburger Straße 3, Tel. 24 39 73. München 2, Maillingerstraße 5, Tel. 59 36 27—29, Fernschreiber 05 22802. Stuttgart, Rotebühlstraße 9, Tel. 6 72 15. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 18 vom 15. 2. 1961 gültig. — Postbezugspreis monatlich 2.69 DM (inkl. Zustellgeld). — Einzelpreis 0.60 DM, bei Botenzustellung zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr. — Auslandspreise: Australien sh 2/3. Belgien bfrs. 9.—. Dänemark dkr. 1.40. England sh 1/9. Finnland Fmk. 70.—. Griechenland Dr. 8.—. Holland hfl. —.70. Kanada kan. $ —.25. Luxemburg bfrs. 9.—. Norwegen nkr. 1.40. Portugal Esc. 7.—. Südafrika Rand —.18. Türkei T.L. 2.10. USA $ —.25. — Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien 6; Salzburg 1. Elsaß-Lothringen: Julius Selbert, Saarbrücken 3, Dudweilerstraße 39.

Europas Hochadel kam nach Athen. Hauptpersonen beim 60. Geburtstag König Pauls von Griechenland:

Zwei verliebte Gratulanten

Einundzwanzig Salutschüsse dröhnten vom Berg Lykabettos über die Stadt Athen. Sie waren der Auftakt zu den glanzvollen Feierlichkeiten anläßlich des 60. Geburtstages König Pauls von Griechenland. 35 Mitglieder des europäischen Hochadels kamen und entboten dem Monarchen ihre Glückwünsche. Offiziell war zwar er der Mittelpunkt des festlichen Tages. Doch immer wieder wendeten sich die Blicke aller Gäste und der Beifall des Volkes einem jungen Paar zu, das an der Geburtstagsfeier teilnahm: der griechischen Prinzessin Sophia und dem spanischen Thronprätendenten Juan Carlos, deren Verlobung zwei Monate vorher bekanntgegeben worden war. Ihr Glück verlieh diesem Tag von Athen einen besonderen Glanz.



Prinzessin Sophia und Infant Juan Carlos hatten nur Augen füreinander und vergaßen oft ihre hoheitvolle Umgebung: ① Helene von Rumänien, ② Maria von Bonaparte, ③ Königin Friederike und ④ König Paul von Griechenland, ⑤ Herzogin von Aosta, ⑥ Marina, Herzogin von Kent, ⑦ Prinzessin von Thurn und Taxis, ⑧ Kronprinz Konstantin von Griechenland, ⑨ Sophia von Griechenland, ⑩ Juan Carlos von Spanien, ⑪ Beatrix von Holland, ⑫ Clarissa von Hessen, ⑬ Margareta von Hohenlohe-Langenburg, ⑭ Katherina von Griechenland, ⑮ Irene von Griechenland, ⑯ Prinzessin Georg von Hannover, ⑰ Prinzessin Welf von Hannover, ⑱ Georg von Hannover, ⑲ Prinzessin von Gloucester, ⑳ Harald von Norwegen, ㉑ Alexandra von Kent, ㉒ Maria del Pilar von Spanien, ㉓ Irene von Holland, ㉔ Welf von Hannover, ㉕ Anne von Frankreich, ㉖ Prinz von Hohenlohe-Langenburg, ㉗ Franz von Bayern, ㉘ Paul von Jugoslawien, ㉙ Ludwig von Baden, ㉚ Andreas von Hohenlohe-Langenburg, ㉛ Karl von Hessen, ㉜ Michael von Griechenland, ㉝ Moritz und ㉞ Otto von Hessen, ㉟ Tatjana von Griechenland.

Reportage: Roland Pfaff



Verliebte Gratulanten



Vom Protokoll genehmigt: ein Kuß in der Öffentlichkeit ▸

Als erster Geburtstagsgast traf der spanische Thronanwärter Juan Carlos in Athen ein. Es dämmerte, als er auf dem Flugplatz seine Maschine verließ. Prinzessin Sophia von Griechenland, seine Verlobte, erwartete ihn. Es gab einen liebevollen Begrüßungskuß, und die Presseleute durften dabei nach Herzenslust fotografieren, denn das Datum für die Hochzeit der beiden jungen Hoheiten ist schon festgelegt: Am 14. Mai werden sie in Athen zum Traualtar gehen.

Am Anfang eines festlichen Tages: Besinnung und Dank

Ehrenabteilungen aller Waffengattungen der griechischen Streitkräfte präsentierten die Gewehre, als König Paul und Königin Friederike zum Festgottesdienst in der orthodoxen Metropoliskirche eintrafen. König Paul (stehend im Wagen) trug die Uniform eines Admirals. Der Oberhofmeister (rechts) begrüßte das Herrscherpaar und die Prinzessin Irene von Griechenland (im Vordergrund). Die feierliche Messe begann mit dem Tedeum „Rette, o Herr, dein Volk“, das zu diesem festlichen Anlaß komponiert worden war. An dem Gottesdienst nahmen außer den erlauchten Geburtstagsgästen die Mitglieder der Regierung, das diplomatische Korps und hohe Offiziere teil.

Sichern Sie sich rechtzeitig die nächste BUNTE mit dem großen 10seitigen



Unter dem Jubel Athens: Fahrt in eine glückliche Zukunft

Als Sophia und Juan Carlos durch die Straßen der griechischen Hauptstadt fuhren, jubelten ihnen die Menschen zu. Die Prinzessin dankte mit herzlichem Lächeln, der Infant mit ernster Würde dafür. Die Eltern des spanischen Thronanwärters waren nicht nach Athen gekommen. Offiziell hieß es, sie hätten mit Rücksicht auf ihre Gesundheit auf die Reise verzichten müssen. Gerüchte wollten wissen, sie seien nicht gekommen, weil noch unklar ist, nach welchem Ritus — dem griechisch-orthodoxen oder dem römisch-katholischen — das junge Paar im Mai getraut werden soll. Doch diese Mutmaßungen konnten die Festesfreude der Griechen nicht beeinträchtigen.

Farbbericht aus Athen: Ein königlicher Geburtstag und ein verliebtes Paar

Was bringt das Jahr 1962?

Wir fragten den berühmten holländischen

Die Angst vor der Atombombe ist unbegründet. 1962 bricht kein Weltkrieg aus, obwohl wir zweimal hart am Rande des Abgrundes stehen. Man einigt sich über die Einstellung der Atomversuche. Sie werden dann aber doch wieder aufgenommen. Die Vereinten Nationen haben in diesem Jahr einen schweren Stand. Die Macht der neutralen Länder wächst ständig.

Deutschland:

Konrad Adenauer

Für Bundeskanzler Konrad Adenauer beginnt eine schwere Zeit. Es wird zu Spannungen zwischen ihm und seinen Mitarbeitern kommen. Adenauer sollte in diesem Jahr besonders gut auf seine Gesundheit achten.

Die Zusammenarbeit mit den USA wird sich infolge der nachgiebigen Haltung der Amerikaner gegenüber den Sowjets verschlechtern. Besonders im Herbst sind politische Spannungen zu erwarten.

Berlin bleibt weiterhin Krisenherd. Nur im Sommer entspannt sich die Situation vorübergehend. Viele Westberliner werden in die Bundesrepublik übersiedeln, und die Kapitalflucht aus Westberlin wird sich verstärken. Hunderte von Ostflüchtlingen werden die Bundesrepublik wieder verlassen und sich eine neue Heimat in Liechtenstein oder in der Schweiz suchen.

Es ist möglich, daß Amerika 1962 die DDR anerkennt. Die Chancen von SED-Chef Walter Ulbricht allerdings stehen schlecht. Sehr wahrscheinlich wird er gestürzt, weil seine Begeisterung für den von Chruschtschow verdammten Stalin zu groß war. Sein Nachfolger ist aller Voraussicht nach noch antiwestlicher eingestellt als Ulbricht.



Walter Ulbricht

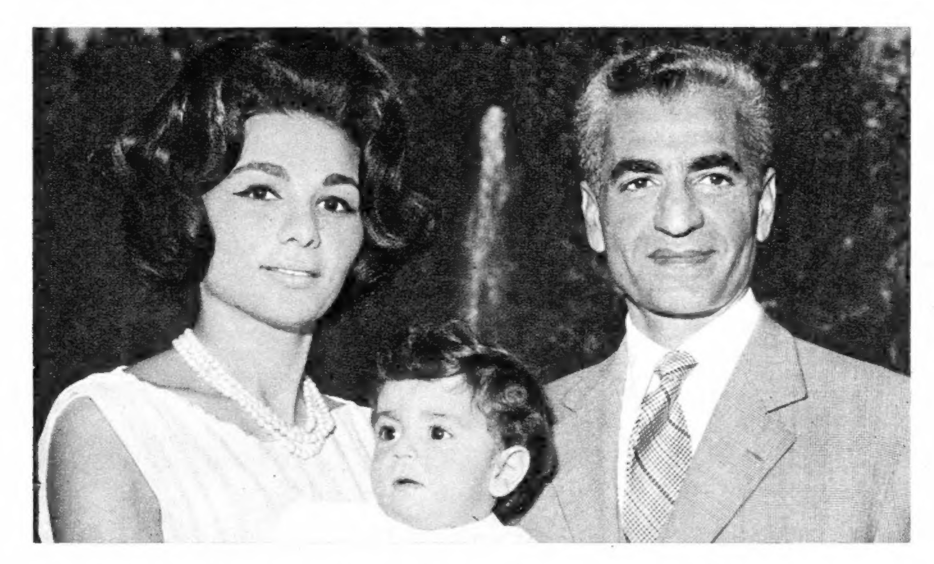
Österreich:

Wenn die Verhandlungen mit Italien über Südtirol nicht im ersten Viertel des Jahres erfolgreich sind, bleiben die Schwierigkeiten das ganze Jahr hindurch bestehen.

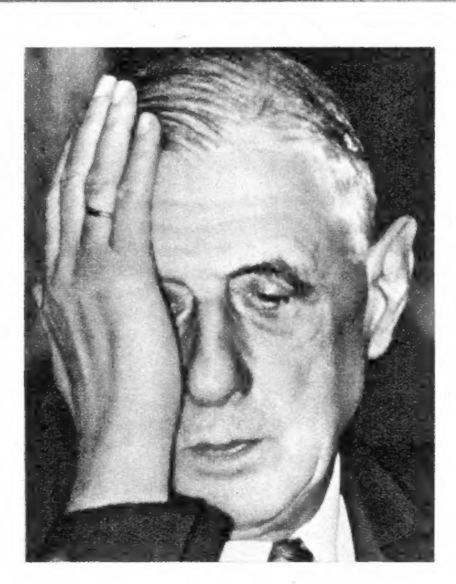
Schweiz:

Viel ausländisches Kapital wird in die Tresore der Schweizer Banken fließen, weil viele hoffen, die Schweiz bleibe auch von einem neuen Weltkrieg verschont. Steuermäßig ist es für ausländische Industrielle gut, ihre Geschäfte von der Schweiz aus zu leiten.

Von Attentaten bedroht ...



Die persische Kaiserfamilie: Kaiserin Farah, Thronfolger Cyrus und Schah Reza Pahlewi



Der französische Staatspräsident de Gaulle

Irak:

Eine neue Revolution steht vor der Tür. Links orientierte Gruppen gewinnen mehr und mehr an Einfluß.

Persien:

Die Opposition gegen den Schah und Kaiserin Farah wächst. Attentate sind wahrscheinlich. Der Schah unternimmt Versuche, Ministerpräsident Amini zu stürzen, um an der Macht zu bleiben. Kaiserin Farah hat für ihre Gesundheit zu fürchten. Mit einem zweiten Kind ist nicht zu rechnen.

Indien:

Premierminister Nehru hat ein schweres Jahr vor sich. Er wird einsehen müssen, daß man mit Gewaltlosigkeit nicht alles erreicht. Fanatische Gläubige trachten ihm nach dem Leben.

Wahrsager Jack Chandu nach den Aussichten für das kommende Jahr

Jack Chandu: Astrologe und Wahrsager

USA:

Die Ost-West-Spannung wird im Sommer etwas nachlassen. Ein Besuch Chruschtschows in Amerika ist wahrscheinlich, ebenso eine Reise Kennedys in die Sowjetunion.

Präsident John F. Kennedy wird hart gegen die Rassendiskriminierung in den Südstaaten vorgehen. Er wird viele Schwierigkeiten zu überwinden haben und scharfer Kritik ausgesetzt sein. Unter anderem wird er peinliche Fragen über einen Skandal zu beantworten haben, der mit der Entwicklungshilfe zusammenhängt.

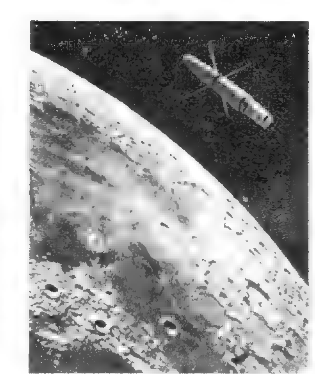
Wirtschaftlich steht es nicht besonders gut mit den USA. Für Wallstreet wird es im Februar und März, Mitte April, im September und Dezember kurze günstige Perioden geben. Der amerikanische Dollar wird an Kaufkraft verlieren. Steuererhöhungen und weitere Arbeitslosigkeit sind zu erwarten.

Sowjetunion:

Zu Anfang des Jahres bleibt die Haltung der Sowjetunion stark, aggressiv, bessert sich dann aber allmählich. Die Handelsbeziehungen mit verschiedenen europäischen Ländern werden erweitert.

Die Sowjets werden die ersten sein, die eine bemannte Rakete zum Mond schießen. Ob der Start schon 1962 erfolgt, ist noch ungewiß.

Die Situation in den Satelliten-Staaten der Sowjetunion bessert sich durch die beginnende Handelsfreiheit mit den westlichen Ländern. Nur um Albanien steht es schlecht. Es wird wahrscheinlich schon Anfang des Jahres zu Unruhen kommen, weil sich Parteichef Enver Hodscha weiterhin weigert, die Entstalinisierung durchzuführen.



Landet schon 1962 ein Russe auf dem Mond?

Großbritannien:

Der günstigste Monat für das englische Königshaus ist der November.

Die Commonwealth-Länder machen viel Ärger. England wird deshalb verstärkt Anschluß an das europäische Festland suchen.

Es ist mit einer Aufwertung des Pfundes zu rechnen. Die Steuern werden höher, und das Leben wird teurer.

Die sich in Opposition befindliche Labour-Partei wird viele Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Frankreich:

Das politische Klima bleibt weiterhin schlecht, obwohl in der Algerienfrage eine leichte Entspannung eintritt. Neue Attentate auf Präsident Charles de Gaulle sind bereits Anfang des Jahres zu erwarten. Seine Lebenskurve ist negativ und erreicht einen Tiefpunkt im letzten Viertel des Jahres. Es ist möglich, daß de Gaulle noch in diesem Jahr zurücktritt. Dann ist mit großen Unruhen in Frankreich und Algerien zu rechnen.

Spanien:

Staatschef Franco tritt vielleicht noch in diesem Jahr zugunsten des Königshauses zurück. Dann dürfte für Don Juan Carlos und seine Braut Sophie von Griechenland der Weg zum Thron frei sein.

Portugal:

Die innenpolitische Situation wird immer schwieriger. Der Widerstand gegen Präsident Salazar wächst. Neue Spannungen mit Angola stehen bevor.

Belgien:

Politisch bleibt es unruhig, besonders gegen Ende des Sommers. Das Horoskop des Prinzen Albert zeigt positive Tendenzen. König Baudouin und Königin Fabiola dagegen werden in diesem Jahr vom Schicksal vernachlässigt. Fabiola wird kein Kind bekommen.

Afrika:

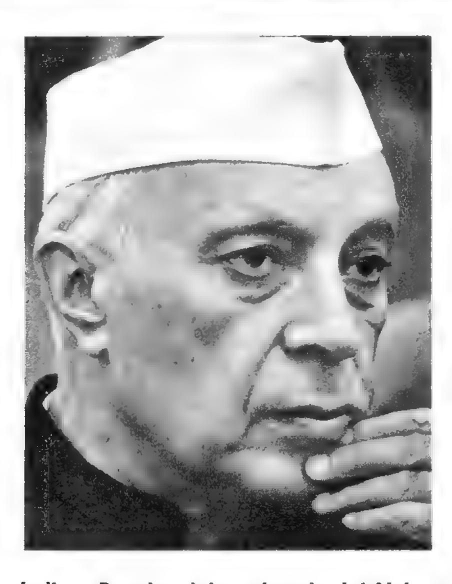
Vor allem im Herbst wird es zu Unruhen kommen. In Ghana ist mit kriegerischen Auseinandersetzungen zu rechnen. Im Kongo bleibt die Lage weiterhin gespannt. Man wird versuchen, Katanga-Präsident Moise Tschombé zu ermorden.

Nigeria wird in den kommenden Monaten eine wichtige Rolle in Afrika spielen.

Viele Länder versuchen, aus den Ost-West-Spannungen Kapital zu schlagen.

Vereinigte Arab. Republik:

Gamal Abd el Nasser kann dieses Jahr kleine Erfolge buchen. Sogar der Anschluß Algeriens, Tunesiens und Marokkos an die VAR ist möglich, aber 1962 noch nicht wahrscheinlich. In der gesamten afrikanischen Politik spielt Nasser eine immer größere Rolle. Die Streitigkeiten mit Israel bleiben bestehen.



Indiens Premierminister Jawaharlal Nehru



König Ibn Saud von Saudi-Arabien



König Hussein von Jordanien



Kaiser Hirohito von Japan

Jordanien:

König Hussein muß sich vor Attentaten in acht nehmen. Eine politische Umwälzung ist wahrscheinlich.

China:

Das Verhältnis zur Sowjetunion bleibt nach wie vor gespannt. Es kann sogar zum großen Bruch kommen. Das wird aber nicht zugunsten des Westens geschehen. Denn im Falle eines Krieges werden China und die Sowjetunion nicht gegeneinander kämpfen. China bereitet sich darauf vor, Formosa, Korea, Laos und Vietnam im Jahre 1963 zu besetzen.

Japan:

Linksgerichtete Gruppen gewinnen an Macht und werden bald die gesamte Politik beherrschen. Das Verhältnis zur Sowjetunion bessert sich auf Kosten des Verhältnisses zu den USA. Das Leben des Kaisers Hirohito ist von Attentaten und Krankheiten bedroht.

Saudi-Arabien:

Politische Unruhen und ein Attentat auf König Ibn Saud sind zu erwarten. Um die Gesundheit des Königs steht es schlecht.

Mittelamerika:

Hauptsächlich in Kuba und in der Dominikanischen Republik wird es zu Unruhen kommen. Anhänger der Trujillo-Familie werden vergeblich versuchen, das heutige Regime zu stürzen.

In der nächsten BUNTEN:

Was steht für 1962 in Ihren Sternen?



Nummer 1 im Auktionskatalog: der Smaragdschmuck der Kaiserin Eugénie

Reportage: Roland Pfaff, W. R. Gallé

Verkannte Kostbarkeit. Auf dem Höhepunkt seiner Herrschaft ließ Kaiser Napoleon III. für seine Gemahlin Eugénie diesen Schmuck von schier unschätzbarem Wert anfertigen. Als die Monarchin 1920 starb, vermachte sie ihrem Patenkind, der späteren spanischen Königin Victoria Eugénie (oben), einen Fächer. Doch achtlos und enttäuscht legte sie ihn beiseite. Erst sehr viel später entdeckte die Königin, die seit der Abdankung ihres Gemahls in Lausanne lebt, daß der vermeintliche Fächer in Wirklichkeit eine raffiniert getarnte Kassette war — sie enthielt das strahlende Geschmeide. ▶

Weihnachtsgeschenk – würdig einer königlichen Dame

Eine Million! Wer bietet mehr?

Sensation bei einer Kunstauktion in Bern: Der berühmte Smaragdschmuck der Kaiserin Eugénie von Frankreich wurde für eine Million Schweizer Franken versteigert. Der Name des Käufers wird streng geheimgehalten. Die BUNTE ging der Sache nach. Sie entdeckte eine Spur, die nach Brüssel zu führen scheint.

Geschenk für Paola? Als der Versteigerer den Schmuck für eine Million Schweizer Franken zugeschlagen hatte (oben), unterschrieb ein unbekannter Herr lächelnd einen Scheck über den Kaufpreis. Die Reporter der BUNTEN blieben dem Unbekannten auf der Spur und machten eine Entdeckung: Es war Pierre Simonin, Anwalt des belgischen Königshauses und Generalkonsul von Luxemburg in Bern. Als wir ihn fragten, ob der Schmuck für Prinzessin Paola sei, winkte er ab: „Ich darf nichts verraten..." Doch dann fügte er augenzwinkernd hinzu: „Freuen würde sich Paola bestimmt!"





Kaiserin Eugénie (1826—1920) zählte zu den elegantesten Frauen ihrer Zeit. Sie besaß zuerst den Schmuck.

Es war mäuschenstill im Saal. Man hätte die sprichwörtliche Stecknadel fallen hören können. Scheinwerfer flammten auf. Die Kameras von Fernsehen und Wochenschau begannen leise zu surren. Herr Stuker an dem erhöhten Tisch des Auktionators putzte umständlich seine Brille. Er trug eine Brillantnadel auf der silbergrauen Krawatte und hatte mit seinen roten Bäckchen die schmunzelnde Miene eines Weihnachtsmannes, der die Taschen voller Schokolade hat.

„Der Hauch der großen Weltgeschichte weht heute durch diesen Saal", so wandte er sich an das Publikum, das von überall her erschienen war. Kunsthändler aus New York, Paris und Rom, Schlotbarone von Rhein und Ruhr, nerzbemantelte Damen und biedere Berner Hausfrauen, die nur gekommen waren, um eine Sensation mitzuerleben. „Ich rufe auf die Nummer 1 des Auktionskataloges: den Smaragdschmuck der Kaiserin Eugénie von Frankreich. Das Geschmeide besteht aus neun leuchtend grünen Smaragden, 56 großen und 198 kleinen Brillanten. Ring, Brosche und Kollier stammen aus dem Besitz einer Nichte der Kaiserin, einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, deren Name ich nicht zu nennen befugt bin. 650 000 Franken zum ersten . . ."

Es ging alles verwirrend schnell. Der Zeigefinger des Auktionators schnellte blitzschnell in verschiedene Richtungen: „680 000, 700 000, 750 000, 800 000 Franken, wer bietet mehr?"

Frau Bührle, die Witwe des verstorbenen Schweizer Kanonenkönigs, ließ resignierend die erhobene Hand sinken. Eine kleine Kunstpause folgte. Dann kam es schneidend und klar durchs Mikrofon: „Eine Million! Zum ersten, zum zweiten — und zum dritten!" Der kleine Silberhammer krachte auf die Tischplatte. Der Kampf war entschieden.

Herr Stuker lächelte zufrieden, denn dem Kaufpreis werden 20 Prozent für den Auktionator zugeschlagen. Er hatte also in 10 Minuten 200 000 Franken verdient

„Strictement discret", antwortete der Herr mit dem silbergrauen Haar, der als Sieger den Saal verließ, als wir ihn nach seinem Namen fragten. „Auskunft streng verboten", meinte auch Versteigerer Stuker, den wir um eine Antwort bestürmten.

Drei Tage später saßen wir dem unbekannten Käufer gegenüber: Es war Pierre Simonin, Generalkonsul des Großherzogtums Luxemburg und Anwalt der belgischen Krone. „Respekt, Respekt", schmunzelte er, „ich hätte nicht gedacht, daß Sie mich ausfindig machen würden!" Vor ihm auf dem breiten Diplomatenschreibtisch stand ein Telefon. „Ich habe gerade eben mit meinem Auftraggeber telefoniert", fuhr der Generalkonsul fort, „und habe strenge Anweisung bekommen, nichts über den neuen Eigentümer verlauten zu lassen." Doch wir ließen nicht locker. Simonin aber erging sich in Ausflüchten: „Der Schmuck könnte für Königin Fabiola bestimmt sein. Vielleicht bekommt ihn auch Prinzessin Paola, Prinzessin Sophia von Griechenland oder die Großherzogin von Luxemburg. Haben Sie Geduld! Ein solch herrliches Geschmeide wird keine Frau in der Schatulle verstecken . . ."

Atemlose Spannung herrschte, als die in einer Vitrine schimmernden Juwelen ausgeboten wurden. „Mir fällt ein Stein vom Herzen, wenn es vorbei ist", meinte der Polizist (links). „Es ist keine Kleinigkeit, Millionenschätze zu bewachen!"



Acht Tage, nachdem in Bern das Smaragdgeschmeide der Kaiserin Eugénie, der Gattin Napoleons III., versteigert wurde, kam in London diese Tiara aus Rubinen und Diamanten unter den Hammer. Das einmalige Wertobjekt, das ebenfalls dem Juwelenschatz der Kaiserin Eugénie entstammt, erzielte einen Preis von 250 000 Mark.



Für die königliche Schmuckschatulle? Neben Prinzessin Paola kommt natürlich auch Königin Fabiola von Belgien als neue Besitzerin der Juwelen in Betracht, die der Anwalt des belgischen Königshauses, Pierre Simonin, für eine Million ersteigerte.



Ein nobles Hochzeitsgeschenk für Prinzessin Sophia von Griechenland wäre der Smaragdschmuck sicherlich. Er bliebe dann gewissermaßen in der Familie. Denn seine letzte Besitzerin, Exkönigin Victoria Eugénie von Spanien, ist die Großmutter von Prinz Juan Carlos, Sophias königlichem Bräutigam.



Im Auftrag des Hauses Luxemburg könn der luxemburgische Generalkonsul Simon ebenfalls die kostbaren Juwelen ersteige haben. Ob Großherzogin Joséphine Charlot (oben) sie bekommen wird, verriet er nich

SEPP HERBERGER

SIEGE UND SORGEN



Ein Bericht von Herbert Zimmermann

Ein Kaplan ermunterte den 13jährigen Sepp Herberger zum Fußballspiel. Es war vor dem ersten Weltkrieg. Sepp Herberger blieb diesem Sport mit Leidenschaft verschrieben bis heute. Mehrmals stand er in jungen Jahren in der süddeutschen Auswahl und dreimal in der deutschen Nationalelf. Als er Fußballehrer wurde, begann er die Nationalmannschaft selbst zu formen. Als großer Zauberer des deutschen Fußballs ging Sepp Herberger in die Sportgeschichte nach dem 3:2-Sieg über Ungarn in Bern ein. Es war 1954. Deutschland war Fußball-Weltmeister geworden. Heute ist Sepp Herberger der berühmteste und begehrteste Trainer der Welt.

Ein Mann der Praxis. Kein Fußballertrick ist dem Bundestrainer fremd. Seine Devise lautet: „Spielt mit Köpfchen und nicht nur mit den Beinen." Hier führt er praktische „Kopfarbeit" vor und zeigt, wie man köpfelt.



Vollblutstürmer Gert Dörfel vom HSV. Sechsmal stand er in der deutschen Nationalelf und schoß sechs Tore. Auf Seite 19 lesen Sie, was der Hamburger Gert Dörfel über seine Auffassung vom Berufsfußball zu sagen hat.

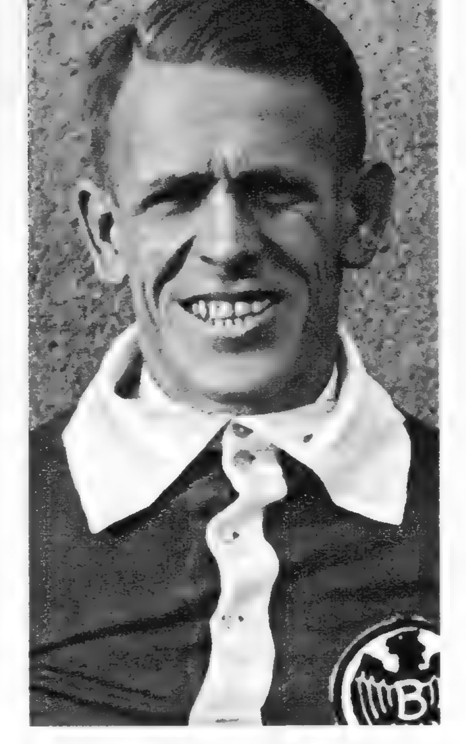
SIEGE UND SORGEN

Sepp Herberger — dieser Name steht für 40 Jahre deutscher Fußballgeschichte. Kaum einer ist so populär wie er. Der „Bundessepp", wie er gerne bei humorvollen Anlässen genannt wird, ist vielleicht der meistinterviewte Gast beim Deutschen Fernsehen. Bestimmt aber ist er der Fernsehstar, dem die wenigste Kritik für sein Auftreten zuteil wird. „Erstaunlich", meinen die Fernsehleute, „eigentlich sagt er doch immer dasselbe. Immer spricht er vom Fußball und fast immer von der Nationalelf. Wieso gibt es nie Proteste, nie Überdruß?"

Nun, Herberger ist nicht nur der berufene Sprecher für den Volkssport Fußball, den in Deutschland über zwei Millionen aktiv betreiben und dem viele weitere Millionen ihr Interesse schenken, er ist auch mit Leib und Seele bei der Sache. Legt er seine zerknitterte Stirn vor der Fernsehkamera in Falten und begründet, warum der eine Kandidat spielt und der andere nicht, so spürt man die große Sachkenntnis und glaubt ihm. Hier spricht eben der Fachmann, dem Fußball Beruf und Hobby zugleich ist. Ein Fachmann, dessen Leben ganz vom Fußball bestimmt ist . . .

Am 28. März 1897 wurde Josef Herberger in Mannheim als jüngstes von sechs Kindern geboren. Wie so vielen Altersgenossen war auch dem kleinen Sepp das Spiel mit dem Fußball strikt verboten. Einmal, weil die Schuhe dabei kaputtgingen, und dann auch, weil der Begriff „Leibesübungen" streng mit Turnvater Jahn und dem Geräteturnen verknüpft war. Fußball, ursprünglich einmal mit Rugby verbunden, wurde in Deutschland ja erst seit der Jahrhundertwende gespielt. 1904 wurde der Weltfußballverband — die Fifa — gegründet, 1908 trug Deutschland das erste Länderspiel (in Basel) aus. Wie also konnte man zu jener Zeit allgemeines Fußballverständnis erwarten?

Herberger erinnert sich: „Der Fußball war am Ende eines Schuljahres genau so neu und unversehrt wie in der ersten Turnstunde. Er lag wohlverwahrt als Museumsstück im verschlossenen Klassenschrank. Üblich waren langweilige Stabübungen — musikalisch vom finnischen Reitermarsch untermalt. Seither mag ich diese an sich schöne und feurige Komposition nicht mehr hören. Meine ganze Liebe galt eben dem Fußball, obwohl wir Jungen in den ersten Jahren nur ein kombiniertes Ding aus Stoff und Tennisbällen zum Spielen hatten. Vielleicht war das ganz gut so, denn dadurch wurde Ballbehandlung schon damals zu einer entscheidenden Kunst. Und mit der taktischen Hauptregel »Ein Auge für den Ball — ein Auge für den Gegner« kamen wir auch frühzeitig in Berührung, weil wir doch ständig auf das plötzliche Auftauchen der Väter gefaßt sein mußten."



Der neue Reichstrainer heißt Sepp Herberger. Er spielte zuletzt bei Tennis Borussia in Berlin. Zwei Jahre lang hat Professor Otto Nerz seinen Nachfolger eingearbeitet. Herberger vervollkommnete das englische WM-System.

Von Herbergers Vaterhaus waren es nur wenige Schritte bis zum Waldstück, hinter dem die Jungen Fußball spielten. Friedlich floß der Altrhein vorbei und zwang Herberger ebenso frühzeitig wie unfreiwillig zum Schwim-



Professor Otto Nerz war der berühmte Vorgänger Sepp Herbergers als Gestalter der deutschen Nationalelf. Er führte eine neue Taktik ein, das WM-System. Nerz hatte es von den Engländern übernommen. 1938 trat Professor Nerz von der Sportbühne ab. Er war im Dritten Reich in Ungnade gefallen. Nach dem zweiten Weltkrieg starb Nerz in einem Internierungslager.

◀ **Sepp Herberger stürmt** beim VfR Mannheim. Nach dem ersten Weltkrieg ist er vom SV Waldhof nach Mannheim übergewechselt. 1921 wurde Herberger zum ersten Male in die deutsche Länderelf berufen. 1924 beim Spiel gegen Italien splitterte Herbergers linker Unterarmknochen. Vorübergehend schied er aus, zur zweiten Halbzeit erschien Herberger wieder.

men: Schlug man den Ball in den Rhein, so mußte er geholt werden. Notfalls im Hundekraul, unterstützt vom Schubsen der Kameraden. Er wurde ein guter Schwimmer.

Aber bei allem Fußballspielen war der Sepp ein guter Schüler. „Sonst hätte ich nie die Genehmigung zu offiziellen Spielen bekommen", meint der Bundestrainer, in der Erinnerung schmunzelnd. „Ich war dreizehn Jahre alt, als unser sportfreudiger Kaplan von meiner Mutter — der Vater war gestorben — meine Freigabe für das Fußballspielen in der Katholischen Deutschen Jugendkraft erhielt. Ich war natürlich überglücklich und kam mir mit meinen ersten, selbstersparten Fußballstiefeln wie ein König vor. Mehr als zwei Jahre spielte ich in der DJK, bis ich dem benachbarten SV Waldhof beitrat."

Dieser Verein spielte damals in der zweiten Spielklasse, B-Klasse genannt. Bis Herberger kam. Der 16jährige hatte einen meteorhaften Aufstieg. Einem Spiel in der dritten Mannschaft folgten zwei oder drei Spiele in der zweiten, dann nahm man ihn schon in die erste Mannschaft. Herberger weiß das Datum noch ganz genau: „Es war am Neujahrstag 1914, und wir schafften im gleichen Jahr den Aufstieg in die oberste Spielklasse."

Waldhof hatte zwei große Blütezeiten. Damals, mit Herberger und Höger als rechtem Sturmflügel, und später unter Siffling, dem Mittelstürmer der berühmten Breslauer Elf, die im Jahr 1938 Dänemark mit 8 : 0 deklassierte.

Das gepflegte Spiel des SV Waldhof war in den Jahren um 1920 in ganz Deutschland bekannt. Das Innentrio H-H-H (Höger, Herberger, Hutter) wirkte auf die Zuschauer wie ein Magnet und auf die Gegner wie ein rotes Tuch.

Fragt man Herberger nach einem Vorbild, so wie es heute Fritz Walter oder Uwe Seeler für die Jugend sind, so weiß er keine rechte Antwort.

„Fußball war damals noch in der Entwicklung. Der Gesichtskreis war außerdem zu eng. Presse, Funk und Fernsehen vermittelten noch nicht Schlagzeilen und Bilder in Millionenauflage in die entferntesten Winkel des Landes. Außerdem waren Länderspiele noch nicht populär. Der stärkste Eindruck in meinen Erinnerungen ist wohl der Innensturm des berühmten KFV mit Förderer, Fuchs und Hirsch, der damals den Karlsruher Verein zur Deutschen Meisterschaft führte. Fuchs hält übrigens mit 10 Treffern im 16:0-Spiel gegen Rußland bei den Olympischen Spielen in Stockholm 1912 den absoluten Torschützenrekord."

Die Zeit vor dem ersten Weltkrieg war überhaupt die Zeit der großen Individualisten. Oft genug war die Nationalmannschaft eine ziemlich willkürliche, zufällige Kombination. 1908 gab es in Basel das erste offizielle Länderspiel, das Deutschland 3 : 5 verlor, und es waren fünf weitere Länderspiele notwendig, bevor ein Jahr später in Karlsruhe, wiederum gegen die Eidgenossen, der erste Sieg glückte. Inzwischen hat es die Nationalelf in 63 Jahren auf 278 offizielle Spiele gebracht, von denen 143 gewonnen, 89 verloren und 46 unentschieden endeten.

Der Kieler Torhüter Werner, der Freiburger Professor Glaser, später viele Jahre Spielausschuß-Vorsitzender im DFB, der Karlsruher Max Breunig und der Hamburger Jäger waren die Fußball-Heroen jener Vorkriegsjahre. Aber auch DFB-Präsident Dr. Bauwens kam damals unverhofft zu internationalen Ehren, als er im Mai 1910 in Duisburg als Zuschauer für den fehlenden elften Mann einsprang.

Bitte umblättern

Gert Dörfel: Ich bleibe im Lande

Fußballstürmer stehen hoch im Kurs, und ich weiß, was ich wert bin. Und so überraschte es mich auch nicht, als mir Angebote aus Frankreich und Italien ins Haus flatterten, die mich bewegen sollten, Berufsspieler zu werden.

Ich muß gestehen, es ist verlockend, solche Angebote vor sich liegen zu haben und die hohen Summen zu hören, die gezahlt werden. Aber jede Sache hat ihre Kehrseite. Und ich stehe auf dem Standpunkt, daß es sich ein Fußballer gut überlegen soll, ob er Professional werden will. Vor allem sollte er sich nicht nur auf sein Fußballspiel verlassen, sondern einen richtigen Beruf erlernen. Er weiß ja nie, wie lange er im Fußball an der Spitze stehen wird. Schon eine ernsthafte Verletzung kann seine Laufbahn als Professional beenden.

Ich habe Import- und Exportkaufmann gelernt und meinen Beruf immer vor das Fußballerdasein gestellt. Seit vier Jahren arbeite ich in der Buchhaltung der Holstenbrauerei in Hamburg. Es ist eine gute Stellung, und ich möchte sie um des Fußballspiels willen nicht verlieren. Wenn ich aber dauernd zu Lehrgängen fahren würde, verlöre ich meinen Arbeitsplatz sehr bald. Und das ist mir der höchste Fußballerruhm nicht wert, selbst nicht die Ehre, in der Länderelf zu stehen. Außerdem lasse ich mich nicht gern herumkommandieren.

Zur Weltmeisterschaft nach Chile fahre ich nur mit, wenn ich mit Sicherheit aufgestellt werde. Um nur auf der Reservebank zu sitzen, möchte ich meinem Arbeitsplatz nicht wochenlang fernbleiben.

Als Fußballspieler bin ich noch verhältnismäßig jung. Im September wurde ich 22 Jahre alt. Sollte eines Tages die Frage, ob Berufsspieler oder nicht, doch noch für mich spruchreif werden, dann werde ich keine Entscheidung ohne meinen Vater treffen. Er spielte vor zwanzig Jahren in der deutschen Nationalelf und kennt sich in der Branche gut aus.

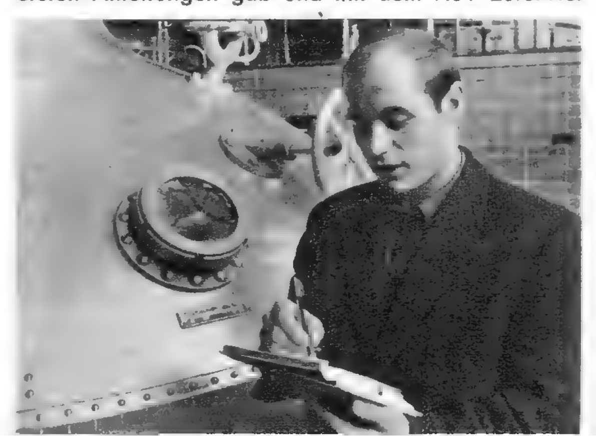
Durch ihn kam ich auch zum HSV. Hier spiele ich seit vier Jahren in der ersten Mannschaft und fühle mich unter den Kameraden sehr wohl. Besondere Hochachtung empfinde ich für Horst Schnoor. Ich halte ihn für Deutschlands besten Torhüter und wünsche ihm zur Weltmeisterschaft in Chile ebensolchen Erfolg wie zu den Europapokalspielen des HSV.



„Dörfel, das müsse Se so mache!" Wie oft hören die Nationalspieler Sepp Herbergers Argumente. Dörfel steht rechts. Und selbst die größten Zweifler müssen dann feststellen, daß immer sehr viel Wahrheit an den Worten des alten Praktikers und Taktikers Herberger hängt. Er hat legendären Ruf.

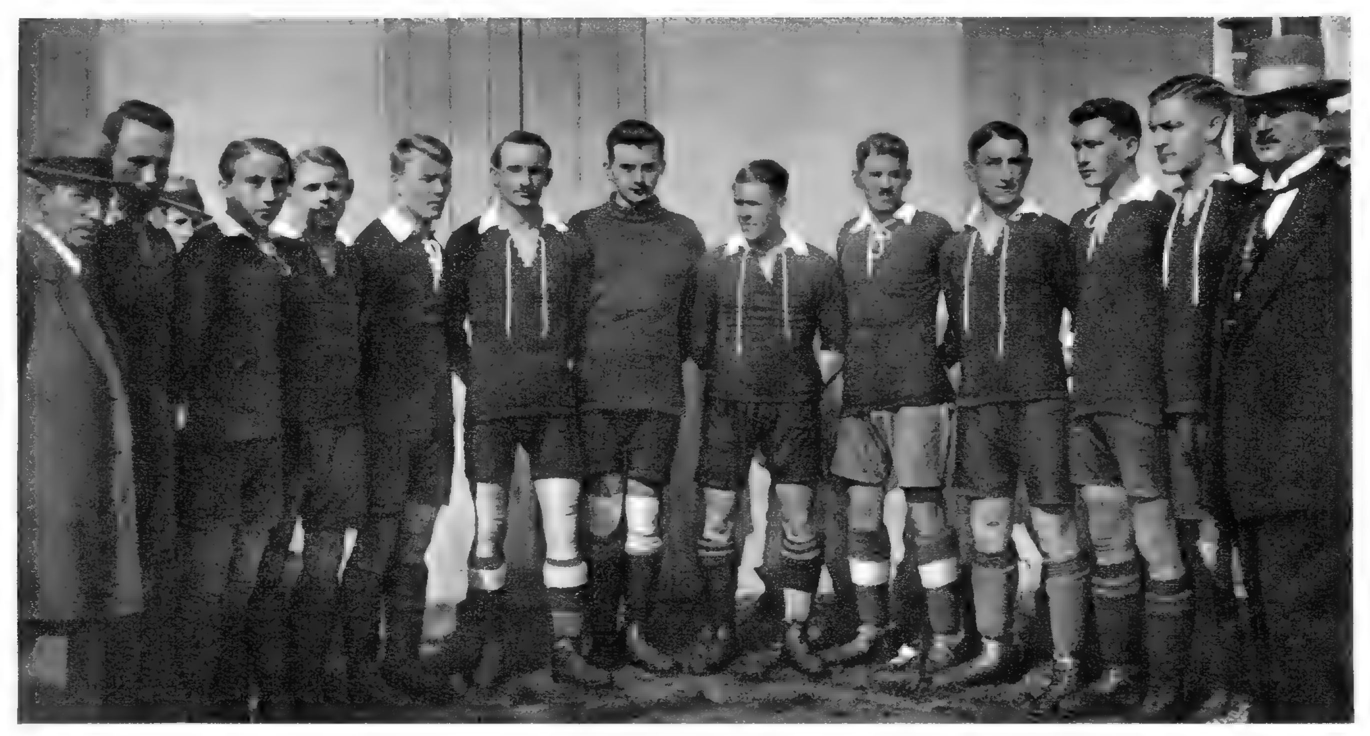


„Für mich kein Bier!" Nationalspieler Gert Dörfel wehrt ab. Er ist Antialkoholiker, obwohl er in der Holstenbrauerei in Hamburg als Buchhalter beschäftigt ist (unten). Der Mann, der Dörfel das Bier kredenzen will, ist Vater Frido Dörfel. Er besitzt ein Restaurant. Die Fußballerbegabung liegt Gert Dörfel im Blut. Sein Vater spielte 1942 zweimal in der deutschen Nationalelf. Er war es auch, der dem Jungen die ersten Anleitungen gab und ihn dem HSV zuführte.



SIEGE UND SORGEN

Fortsetzung von Seite 19



Die gute alte Zeit weckt auch im Fußballsport wehmütige Erinnerungen, und viele Mannheimer denken noch an die Rivalenkämpfe zwischen dem VfR Mannheim und dem SV Waldhof 07 zurück, bei denen es hoch herging. Der SV Waldhof erlebte mit Herberger seine erste große Blütezeit. Die 1. Mannschaft des SV Waldhof 07 im Jahre 1920. Von links nach rechts: Hölzer (Betreuer), Endemann, Skudlarek, Willmann, Engelhardt, Walter, Herberger, Hutter, Höger, Lidy, Bausch (Hans) und Roth. Berühmt und gefürchtet war das Trio der H-Spieler Waldhofs: Herberger, Hutter, Höger.

Trainer, Betreuer und Ersatzleute kannte man damals noch nicht.

Die Kriegsjahre stoppten natürlich auch die Karriere des jungen Herberger. 1916 wurde der Sepp in Konstanz Soldat und als Infanterist und Funker ausgebildet. „Gut zu Fuß war ich ja, als Infanterist also voll geeignet", scherzt Herberger und berichtet schmunzelnd, daß er trotz Einsatzes an der Westfront doch gelegentlich zum Fußballspielen kam.

Im zweiten Weltkrieg war der damalige Reichstrainer Herberger ja auch bemüht, seine Nationalspieler, soweit sie nicht gerade im Fronteinsatz waren, zusammenzuhalten. Und da man im Dritten Reich auf sportliche Erfolge auch im Krieg großen Wert legte, konnte Herberger hier manches Länderspiel mit bester Besetzung bestreiten. Die Zahl von 35 Treffern in knapp 3 Jahren ist jedenfalls ungewöhnlich hoch.

Im ersten Weltkrieg gab es keine Länderspiele. So mußte Herberger bis zum Jahr 1921 auf seine erste Berufung in die Nationalelf warten. Er war inzwischen zum VfR Mannheim übergewechselt, dem er bis zum Jahr 1926 angehörte. In einem Auswahlspiel Nord—Süd in Hamburg spielten sich mit Höger, Herberger, Hutter und Au vier Mannheim-Waldhöfer in die Nationalelf hinein. 25 000 Zuschauer auf dem traditionsreichen Viktoria-Platz bedeuteten damals Rekord. Der starke Norden mit den Stürmer-Assen Jäger und Harder verlor mit 1 : 2.

„Ich glaube, ich hab' auch ein Tor geschossen", sagt Sepp Herberger, „aber wichtiger war die Aufstellung zum Länderspiel gegen Finnland. Im übrigen war ich begeistert von Tull Harder und Jäger — ein perfekter Intelligenz-Fußballer, Harder ein idealer Reißer und Torschütze."

Auf die Frage, welcher Typ vorzuziehen sei, meint Herberger, man brauche beide. „Zu einem Kupfer gehört eben ein Kitzinger, zu einem Fritz Walter ein Rahn oder Seeler! Gibt es solche Idealkombinationen, so erlebt man oft, wie einer sich am anderer abschleift und von ihm lernt. Erst so entwickelt sich der vollkommene Klassespieler. Für mich war es herrlich und ehrenvoll, manchmal als einziger Fremder in der berühmten Nürnberg-Fürther Kombination mitspielen zu können."

Carl Riegel, heute Fabrikant in München, der großartige Außenläufer des Clubs, der 1925 im Endspiel gegen FSV Frankfurt einen Elfmeter verschoß, bestätigt Herbergers großes Talent und seine Vielseitigkeit. Auch von Heiner Stuhlfauth, dem ruhmreichen Torhüter jener Epoche, hört man ein ähnliches Urteil über Herberger.

Erstaunlich übrigens, daß Sepp Herberger mit 1,68 m Größe ein guter Kopfballspieler war. Aber ähnlich ist es ja bei Seeler, Max Morlock, Hans Schäfer oder dem Ex-Ungarn Kocsis, die auch keine Riesen sind. Gerade Kocsis hat seine größten Erfolge durch Kopfballtore errungen. Ohne sie wäre er nicht Torschützenkönig der Weltmeisterschaft 1954 in der Schweiz geworden und auch nicht der Retter des FC Barcelona im Europa-Pokal am 3. Mai vorigen Jahres gegen den HSV in Hamburg. Der Spitzname „Goldköpfchen" für Kocsis kommt nicht von ungefähr.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Herberger führt Regie

Herbergers Stammposition war Halbrechts oder Mittelstürmer. So auch bei seiner Länderspielpremiere gegen Finnland in Helsinki. „Die Reise dorthin mit der »Ariadne« war ein unvergeßliches Erlebnis. Zum Glück wurde ich nicht seekrank auf dem hochgebauten Kahn. Bei den Olympischen Spielen in Helsinki sah ich ihn übrigens wieder. Inzwischen fährt die »Ariadne« nämlich im Liniendienst zwischen Stockholm und Helsinki.

Damals aber kam sie mir wie ein Märchenschiff vor, auf dem ich Glückspilz mit der Nationalelf reisen durfte. Ich weiß die Aufstellung noch genau: Schwedler, Mohns, J. Müller, Au, Tewes, Krause, Höger, Herberger, Kalb, Hutter, Wolter. Einen Trainer hatten wir nicht. Die älteren Spieler, wie Kalb, gaben den Ton an und bestimmten die Taktik. Eines aber war damals schon wie heute: Für jeden war es eine Ehre und Verpflichtung, das Nationaltrikot zu tragen. Gleichgültig, wann, wie und wo immer über Geld und Vorteile gesprochen werden mag: In der Nationalelf gab und gibt es das nicht. Hier zählen nur ideelle Dinge."

Doch zurück zu Herbergers Länderspielpremiere in Helsinki, der Hauptstadt im Lande der tausend Seen. Man sah damals ein gutes Spiel. Die Finnen besaßen eine Elf, die weit stärker war als heute, wo ihre Amateure mit den Berufs- oder Vertragsspielern anderer Länder nicht mehr Schritt halten können.

Die Finnen führten 3:2, als ein Alleingang des Debütanten Herberger von der Mittellinie aus den Ausgleich ergab. Vorher hatten Herberger und Kalb schon zwei Tore geschossen. Im Zusammenspiel der beiden zeigte sich, daß Herberger spielen und schießen konnte. So wurde dieses Länderspiel zu einem großen Triumph für den 24jährigen Herberger. Trotzdem dauerte es durch Schwierigkeiten, die sich aus dem Vereinswechsel von Waldhof zum VfR Mannheim ergaben, fast vier Jahre bis zur nächsten Berufung.

Dafür kam jetzt das Privatleben von Sepp Herberger zu seinem Recht. 1921 heiratete er. Frau Eva kam aus dem benachbarten Weinheim. Sie hatte zwar wenig Interesse für den Sport, dafür aber um so größeres Verständnis für die Welt ihres Mannes.

„Das ist Männersache", sagt sie damals wie heute. Mit dieser klaren Einstellung und der Fürsorge in häuslichen Dingen ist diese Ehe heute noch so gut wie am ersten Tag. Herberger findet auch hier die treffende Formulierung: „Wenn es stimmt, daß bei einer glücklichen Ehe der Mann draußen und die Frau im Haus zu sagen hat, führen wir seit 40 Jahren eine Musterehe."

Noch heute zeigt sich Eva Herberger selten im Berufsmilieu ihres Mannes, obwohl alle näheren Freunde und Bekannten ihres Mannes sie schätzen. Bei der Feierstunde des DFB am 5. Oktober in Frankfurt, 25 Jahre nach dem ersten Länderspiel mit Trainer Herberger in Warschau, konnte man allerdings das Ehepaar gemeinsam erleben, und Frau Herberger hat kräftig mitgelacht bei den launigen Festreden, die von zahlreichen Gratulanten ihres Sepp gehalten wurden.

Aber um auf Frau Herberger und ihre Reserviertheit in Dingen ihres Mannes zurückzukommen: Ein bekannter Sportjournalist, der Herbergers Meinung zum Warschau-Spiel hören wollte, rief im Hause Herberger an, aber der „Chef" war noch nicht zurück. Frau Herberger, die schon mit ihm telefoniert hatte und dem Journalisten helfen wollte, meinte nach einigem Hin und Her: „Was soll ich Ihnen sagen, wie kann ich Ihnen helfen — ich glaube, er hat vorhin am Telefon gesagt: »Es war ein schnelles Spiel.«" Ein typischer Satz des Bundestrainers.

Doch wieder zu Herbergers aktiver Spielerzeit. Fragt man ihn nach der größten Spielerpersönlichkeit der zwanziger Jahre, so zögert er. Ihm war von jeher die Mannschaft wichtiger als der einzelne.

„Ein Adolf Jäger war als Mannschaftsführer und perfekter Fußballer seiner Zeit weit voraus. Kalb war der Idealtyp des offensiven Mittelläufers, Stuhlfauth der erste ganz große Torhüter und Strafraumbeherrscher. Aber Leute wie Riegel, Harder, Schümmelfeder, später Sobeck und Seiderer waren kaum schwächer. Der Größte von allen war aber der Fußballkönig Spezi Schaffer, der zuletzt in München spielte. Der Ungar konnte einfach alles. Er war Intelligenz- und Instinktspieler in Vollendung."

1924 war auch Herberger wieder an der Reihe. Im Spiel gegen Italien, das in Duisburg 0:1 verloren wurde, wurde Herberger beim Sprung unterlaufen, verletzte sich am Ellbogen und mußte durch den Fürther Franz ersetzt werden. Auch in seinem nächsten Spiel gegen Holland in Amsterdam ging nicht alles nach Wunsch.

„Es war ein typisches »Kick-and-rush-Spiel«, und wir verloren 1:2. Da dies meine letzte Berufung war, habe ich im Nationaldreß selbst keinen Sieg miterlebt. Nach zwölf Spielen für Süddeutschland kam ich dann zwar noch zehnmal in die Berliner Repräsentativmannschaft, aber mit Länderspielen war Schluß. Ich war zu dieser Zeit ja schon bereit, mich ganz dem Sport zu verschreiben und Fußballehrer zu werden, nachdem ich, infolge einer Krankheit des damaligen Reichstrainers Professor Nerz, durch den späteren DFB-Vorsitzenden Linnemann als Ersatz und Aushilfe nach Berlin geholt und mit der Durchführung eines Lehrgangs beauftragt worden war."

Herberger gefiel den DFB-Gewaltigen in Berlin, und Berlin gefiel Herberger. Er beschloß, umzusatteln, und ging an die von Professor Diem gegründete Sporthochschule in der Reichshauptstadt. Gleichzeitig spielte er noch vier Jahre lang bei den „Veilchen", wie Tennis Borussia wegen ihres lila Trikots im Volksmund genannt wird. Der angehende Sportlehrer war mit Leib und Seele bei der Sache. Am guten Examen war kaum zu zweifeln. Da kam eine Sportverletzung und gefährdete die Prüfung.

„Was sollte ich machen?" sagt heute Herberger im leichten Dialekt seiner Mannheimer Heimat. „Einen Heilmasseur Deuser, wie ihn heute die Nationalmannschaft besitzt, gab es nicht. Man mußte sich schon selbst helfen. So saß ich in der Stube, die Füße in einem Eimer heißen Wassers, vor mir auf dem Tisch die Bücher, in denen ich büffelte. Schon zu jener Zeit merkte ich, daß der Sportler Verletzungen gegenüber verschieden anfällig ist. Kondition und Lebensalter spielen dabei eine große Rolle. Am Anfang und am Ende einer Laufbahn ist die Verletzungsgefahr am größten. Der sehr junge Spieler hat die Kondition oft noch nicht, der alternde nicht mehr. Besonders bei diesen machen sich oft alte Verletzungen wieder bemerkbar.

Der Fleiß und die Mühe wurden belohnt. Im Sommer 1930 bekam Sepp Herberger als bester von rund 40 Kandidaten seines Semesters nach bestandenem Examen die „Professor-August-Bier-Plakette". Ein neuer Lebensabschnitt begann, dem Trainer Herberger stand die Fußballwelt offen . . .

Fortsetzung folgt


Reine
Natur
in jedem
Glas
In jedem Glas ECKES-Edelkirsch schmeckt man den naturreinen Saft sonnengereifter Maraska-Kirschen.
Ein köstlicher Genuß – herbfruchtig-herzhaft – nach dem Geschmack unserer Zeit.
ECKES
Edelkirsch
PETER ECKES WEINBRENNEREI
NIEDER-OLM BEI MAINZ AM RH.
ECKES
von internationalem Niveau
VON GLEICHER GÜTE: ECKES-APRICOT · ECKES 1857 KLOSTER-LIKÖR · ECKES-CURAÇAO



Eine schöne Bescherung

Beobachtet von E. Holz







„Rate mal, Hilde, was er mir geschenkt hat?"



„Ei, wie lieb: lauter Weihnachtsmänner!"

Silvesternacht: Hochkonjunktur für Sektkellereien...

Sekt und Knallfrösche – das gehört zu Silvester wie der Christbaum zu Weihnachten. Auch diesmal werden sich gewiß wieder Millionen mit sprühendem Sekt ein „Gutes Neues" zuprosten und das junge Jahr mit fauchenden Raketen begrüßen. Darüber freuen sich natürlich die Sektkellereien und die Knallkörperfabriken .Denn sie machen ein Bombengeschäft. Sollen sie! Ich nehme an, sie tätigen in den letzten Jahrestagen ihren Hauptumsatz, und das übrige Jahr über herrscht Flaute. Oder irre ich mich?

O. Maier, Hannover

Richtig ist, daß die Umsätze der Sektkellereien saisonbedingten Schwankungen unterworfen sind. Aber heute bei weitem nicht mehr so stark wie früher. Der deutsche Verbraucher hat den Sekt als erfrischendes Getränk schätzen gelernt, das auch als willkommene Beigabe zu Bowlen oder Früchten verwendet wird.

Dennoch konzentriert sich das Hauptgeschäft nach wie vor auf die Wintermonate, insbesondere die Weihnachtsfeiertage, Silvester und die Karnevalsmonate Januar und Februar.

Schon im Oktober und November steigen die Umsätze an. Im Dezember erreichen sie dann ihren Höhepunkt. Hier ist der Umsatz doppelt so hoch wie im Oktober und November und mehr als dreimal so hoch wie in den Sommermonaten.

Der deutsche Sekt hat sich in den vergangenen Jahren einen immer größeren Freundeskreis erworben. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Einerseits wuchs der Wohlstand der Verbraucher und damit ihre Neigung, Güter zu konsumieren, die vor Jahren noch als Luxus galten. Andererseits waren und sind die Sektkellereien bestrebt, ihre Erzeugnisse in gleichbleibender Qualität auf den Markt zu bringen und durch ihre Preispolitik rege Nachfrage zu ermöglichen. Ein weiterer Grund für die starke Aufwärtsentwicklung des Sektumsatzes war die Steuersenkung im Jahre 1952, welche die Steuer je Flasche von drei auf eine Mark verringerte. Erst dadurch wurde es möglich, Sekt zu Preisen anzubieten, die für weite Verbraucherkreise erschwinglich waren.

Im Jahre 1938 — damals war der Sekt steuerfrei — betrug der Umsatz in Deutschland 23 760 000 Flaschen (zu je 0,7 Liter). Das war die höchste Umsatzziffer, die es bis dahin jemals gegeben hatte. Gegen Ende 1939 wurde der Kriegszuschlag von einer Mark eingeführt und im Oktober 1941 auf drei Mark erhöht.

Wie sich diese Steuer in den letzten Kriegsjahren und in der Zeit bis zur Währungsreform auf den Sektverbrauch auswirkte, kann man nicht mehr ermitteln. Fest steht, daß der Umsatz 1950 nur noch sechs Millionen Flaschen betrug. Nach der Steuersenkung stieg der Umsatz von Jahr zu Jahr an. In Deutschland bzw. im Bundesgebiet wurden umgesetzt:

		Flaschen
1938		23 760 000
1950	ca.	6 000 000
1952		9 693 000
1953		17 946 000
1954		21 285 000
1955		27 992 000
1956		35 249 000
1957		42 398 000
1958		49 696 000
1959		58 577 000
1960		69 020 000

Der Sekt, einst als Luxus betrachtet, angegriffen und gelästert, vom Fiskus als ergiebige Steuerquelle angesehen, hat sich bei den Verbrauchern in Deutschland einen guten Ruf erworben. Er gilt heute als das Getränk der festlichen Stunde und jedes frohen Anlasses.

Willi Igelsbach, Wiesbaden
Verband Deutscher Sektkellereien e. V.

... und für Deutschlands Knallfroschfabriken?

Die überwiegende Mehrzahl unserer Bundesbürger brennt in der Silvesternacht Feuerwerkskörper ab. Sie machen in wenigen Stunden den Feuerzauber „frei", den eine ganze Industrie während vieler Monate herstellt.

Zur Zeit sind etwa zehn Firmen im Bundesgebiet damit beschäftigt, all diese Frösche, Schwärmer, Raketen und Feuerräder herzustellen. In den letzten drei Monaten des Jahres dürfte ein Teil dieser Firmen um die siebzig Prozent ihres Jahresumsatzes tätigen.

Die Feuerwerkskörper müssen ganz bestimmten Vorschriften entsprechen und genau geprüft und zum Verkehr zugelassen sein. Es ist auch festgelegt, welche Körper nur von Erwachsenen und welche auch von „Personen unter 18 Jahren" abgebrannt werden dürfen. Unfälle mit fabrikmäßig hergestelltem Feuerwerk kommen deshalb auch so gut wie nicht vor. Nur bei selbstgebastelten „Konstruktionen" (Fahrradlenkstangen oder Stahlrohre, die mit allerlei Chemikalien gefüllt sind) ereignen sich alljährlich wieder Unfälle, die dann oft als „Frühzünder oder Blindgänger" ihren Weg durch die Presse machen.

Neben dem Kleinfeuerwerk für die Hauptsaison, die sich auf den letzten Jahrestag konzentriert, stellen die pyrotechnischen Fabriken auch das Material für die „Großfeuerwerke" her, die bei Sommer- und Seenachtsfesten, bei Messen und Jahrmärkten immer wieder Hunderttausende begeistern. Diese Großfeuerwerke, zu einem sorgfältig komponierten Programm zusammengestellt, dürfen nur von Fachleuten, meist von Fabrikfeuerwerkern, aufgebaut und abgebrannt werden. Der Erfolg des Feuerwerks hängt von der Art der Zusammenstellung, vom Abschußtempo und — vom guten Wetter ab.

Zu diesen beiden Hauptgebieten — Groß- und Kleinfeuerwerk — kommt noch eine Reihe technischer Artikel, wie Übungsgeräte für Bundeswehr, Polizei und Feuerwehr oder für die Industrie. Hauptaufgabe der pyrotechnischen Werke aber ist: Freude zu bereiten durch Licht, Farbe und — dem, der es wünscht — auch durch Knall. Zumal zum Jahreswechsel. Denn schon vor Jahrhunderten war es Brauch, die guten Geister des neuen Jahres mit allerlei Feuerzauber zu begrüßen und gleichzeitig die bösen Geister des alten Jahres damit zu verjagen.

Oskar Lünig, Stuttgart-Möhringen
Pyrotechnische Fabrik

Woher kommt der Name Bremen?

Woher hat die Stadt Bremen ihren Namen?

F. R., Bremerhaven

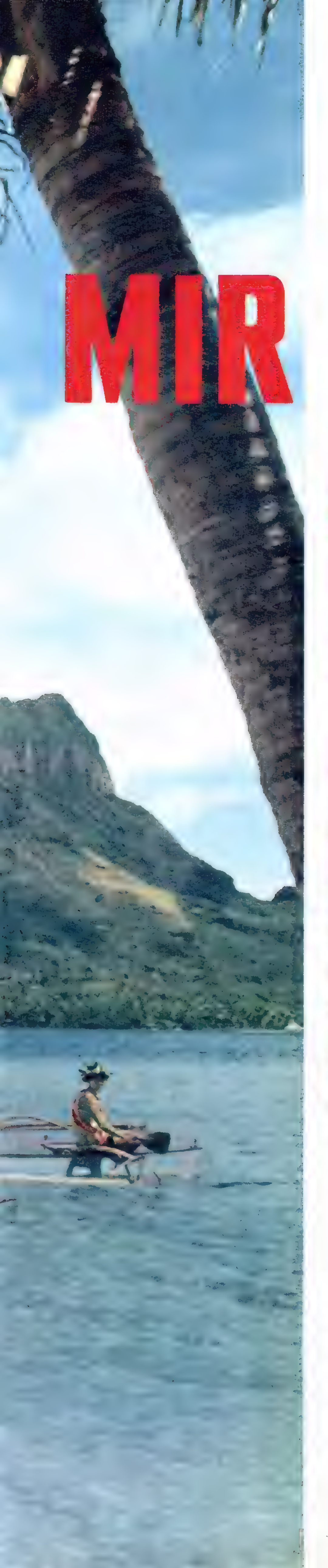
Die Stadt an der Unterweser wird 782 in Urkunden erstmals „Breme" genannt. Das kommt von dem sumpfigen Flutland am Wasser, das althochdeutsch „bram" oder „bräme" heißt. Im Englischen heißt „brim" ja heute noch „Rand" oder „Ufer". (Nach dem Buch „Unsere Ortsnamen" von Sturmfels/Bischof.)


Einen
guten Start für 1962
wünscht Ihnen Ihr JACOBS KAFFEE. Er sagt Ihnen herzlichen Dank für Ihr Vertrauen im alten Jahr. JACOBS KAFFEE, der große Bremer Markenkaffee, bereitet Ihnen auch im Neuen Jahr zu jeder Stunde eine köstliche Kaffeefreude.
JACOBS KAFFEE
wunderbar

KOMM MIT



Tief blau leuchtet das Meer, Palmwedel fächeln Kühlung, Eingeborene fahren singend zum Fischfang auf die See hinaus. Und über allem spannt sich ein strahlender Himmel.



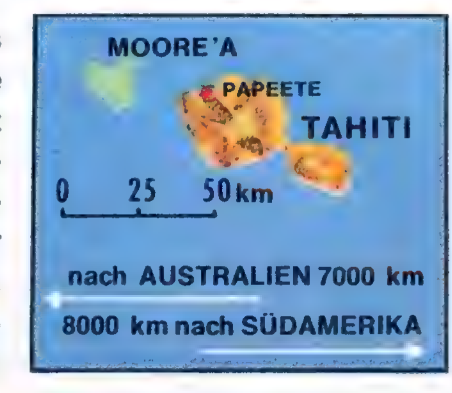


MIR NACH TAHITI



Maeva ist glücklich und zeigt stolz ihren Fang. Im Haar trägt sie eine Krone aus Blättern und Blüten.

„Tahiti und seine Menschen sind Gottes schönstes Werk, zumindest aber sein lieblichstes", so sagte einmal der berühmte englische Erzähler Robert Louis Stevenson, Verfasser des Buches »Die Schatzinsel«. Während in unseren Breitengraden klirrender Frost und schneidende Kälte regieren oder dichtes Schneegestöber vor den Fenstern wirbelt, weilt unser Reporter André de Bloos auf den Inseln des ewigen Frühlings. Hier ist sein Bericht.



In den ungeheuren Weiten des Stillen Ozeans liegt das letzte Paradies: Tahiti

Unter dem ewig blauen Himmel der Südsee: glückliche, lachende Menschen

„Bitte, stellen Sie sich einmal vor: Sie steigen an einem Sonntagmorgen kurz nach Sonnenaufgang ins Flugzeug, fliegen fünf oder sechs Stunden, und wenn Sie dann glauben, nun sei es langsam Zeit fürs Mittagessen, dann ist es draußen schon wieder tiefe Nacht, Samstagnacht wohlgemerkt. Wer von Europa aus über Asien nach Tahiti fliegt, überrundet die Zeit. Er überwindet die Datumsgrenze", so schreibt unser Reporter André de Bloos. „Dieser Tag, den man so mir nichts, dir nichts geschenkt bekommt, bildet den rechten Auftakt für die Ankunft in einem Paradies. Es kann kaum einen größeren Kontrast geben als den zwischen unserem gehetzten Dasein innerhalb der Zivilisation und dem zeitlosen, ungebundenen Leben auf Tahiti. Der Zauber der Landschaft und ihrer Menschen schlägt jeden in seinen Bann. Aber dieses letzte Paradies der Menschheit ist in Gefahr. Schon heute ist es jedem, der über das nötige »Kleingeld« verfügt, möglich, »Ferien, alles inbegriffen« auf den Inseln der Südsee zu verbringen. Das Wettrennen amerikanischer Reisebüroagenten nach Tahiti hat begonnen. Die Ursprünglichkeit und primitive Schönheit des glücklichen Eilands drohen verlorenzugehen. Aber das sprichwörtliche Südseeglück läßt sich nicht erkaufen. Zum Glücklichsein gehört Talent. Auch auf Tahiti."



Auf der Suche nach dem Glück kommen Touristen aus allen Ländern und Kontinenten nach Tahiti. Was Brauchtum war, ist zur Schau geworden: Nach der Ankunft im Hafen von Papeete bekommen die Neuankömmlinge von der Touristengewerkschaft einen Blumenkranz überreicht.



Sie wissen noch nicht, welchen Wert ein Dollar hat, Hauptsache ist, daß der junge Maitu mit seiner fünfzackigen Harpune ein wahres Prachtexemplar von einem Fisch gefangen hat. Lachend und strahlend umringen ihn die Mädchen und Männer, mit nichts anderem angetan als ihrer bronzenen Haut und dem farbenfrohen „Pareu". „Man muß hinausfahren auf die kleinen Fischerdörfer", schreibt André de Bloos, „dort begegnet man noch der echten Ursprünglichkeit und Freundlichkeit der Tahitianer. Dem Touristenrummel entronnen, wird man von fröhlichen braunen Südseemenschen willkommen geheißen und wahrscheinlich genauso gastfreundlich aufgenommen wie der erste weiße Mann, der Spanier Quiros, der im Jahre 1606 die Insel entdeckte. Erst um 1770 folgten ihm dann die ersten Engländer und Franzosen."

Das Wasser läuft ihnen im Munde zusammen, und die strapazierten Linsen der Fotoapparate haben für kurze Zeit Ruhe, wenn ein echt tahitianischer Schmaus auf dem Tagesprogramm der US-Touristen aus Texas und Minnesota steht. Man gibt sich betont tahitianisch, steckt sich eine duftende Hibiskusblüte hinters Ohr, löffelt genießerisch das köstliche Mahl, läßt vorübergehend Business Business sein und fühlt sich wie Robinson auf seiner einsamen Insel. Alles, vom Schnitzel bis zum Sonnenuntergang, ist wonderful, und man ist happy, denn Amerika mit seinem Alltag ist weit, weit weg.

Tahiti – ein Königreich der Gaumenfreude



„Wahre Meisterinnen der Kochkunst sind die Polynesierinnen", erzählt unser Reporter André de Bloos. „Auf tahitianisch heißt Festmahl »Tamaraa«, ein Wort, das einem über die Zunge geht wie die frischen Ananasscheiben, die man genießerisch im Munde zergehen läßt. Ich bat meine kleine Freundin Mauki (vorne rechts), mir ein richtiges Tamaraa zuzubereiten. Zusammen mit zwei anderen Mädchen komponierte sie mir daraufhin ein Gericht aus gegrillten Bananen. Schon beim ersten Bissen konnte ich nur noch verzückt schmatzen und begeistert die Augen verdrehen."







Lukullische Herrlichkeiten à la Tahiti: Ein einfaches Erdloch dient als Herd für die Zubereitung der Speisen. Darüber werden Steine gelegt, die ein Feuer aus Kokosschalen erhitzt. Eingewickelt in Bananen- und Palmblätter, werden darauf Fische, Hühner und saftige Früchte gebraten. Das Ganze ist auch ein Augenschmaus.

◀ **Baumrinde als Brot:** „Uru" nennen die Eingeborenen eine bestimmte Baumrinde, die zusammen mit dem Fleisch geröstet wird, Es ist ein Leckerbissen ganz besonderer Art, der den Geschmack von heißen Maronen hat. Zusammen mit Fisch oder dem Fleisch eines saftigen Spanferkels ist dies ein Essen, das man nicht vergißt.

Der Duft von tausend Blüten liegt in der Luft, und braune Mädchen tanzen . . .

Träume von der Südsee werden Wirklichkeit, wenn draußen im berühmten tropischen Garten Hopuatara die Musik zum Tanz ruft. Angetan mit Baströcken und Blumenkränzen, wiegen sich die gazellenbraunen Körper der Mädchen im Rhythmus der Instrumente. „Otea, Aparima und Hivinau heißen die bekanntesten Eingeborenentänze", berichtet André de Bloos, „und allein schon diese Namen klingen wie Musik in unseren Ohren. Wenn später die Dämmerung hereinbricht und die Sonne wie ein Glutball im Meer versinkt, schweigen Trommel und Gitarre. »Die Götter spielen mit dem Feuer«, flüstern die Eingeborenen ehrfürchtig."





Der Sohn eines berühmten Vaters ist dieser muskulöse Mann, der immer dann zur Stelle ist, wenn ein mit Touristen beladenes Schiff im Hafen von Papeete einläuft. Er ist Maler und signiert seine Werke mit dem Namen Gauguin. Tatsächlich ist er ein Sohn des weltberühmten französischen Künstlers, der einst der Zivilisation entfloh und auf Tahiti unter den Eingeborenen ein einfaches, anspruchsloses Leben suchte und dort seine fruchtbarste Schaffensperiode erlebte.



Wenn die Trommeln zum Tanze rufen, dann vergessen auch amerikanische Touristen, auf den Auslöser ihres Fotoapparates zu drücken, und ziehen es vor, zur Abwechslung einmal mit den Augen zu „fotografieren". Die Straßenschluchten von New York und Chikago sind vergessen, und wenn dann nicht gerade ein betriebsamer Fremdenführer hereinplatzt und geschäftig zum Aufbruch mahnt, fühlt sich auch der hartgesottenste Großstädter wieder einmal als Mensch. Angesichts der verschwenderischen Vegetation und der einfachen Ursprünglichkeit dieser schönen Menschen schöpft er neue Kraft für sein hektisches Alltagsleben.



André de Bloos: Das sind meine Lieblingsbilder

„Ich liebe dich — te nounou nei au", sagte Tetuanui zu dem Mädchen Maeva. Liebe ist für die Tahitianer ein Spiel. Sie rechnen nicht, geben sich ganz, und das Wort „morgen" hat für sie keine Bedeutung. Ganz allein waren Tetuanui und Maeva zum Fischen hinausgefahren. „Ich begegnete ihnen an einer abgelegenen Bucht, und die beiden erschienen mir wie Adam und Eva im Paradies. In ihren Augen standen Liebe und Glück, und sie waren nicht eine Spur verlegen, als ich die Kamera zückte. So gelang es mir, eines meiner schönsten Bilder zu schießen."

Mein Abschied von Tahiti. „Als ich zum Hafen ging, um das Schiff zu besteigen, das mich wieder nach Europa bringen sollte, bot sich mir noch einmal ein wohlvertrautes Bild. »Steinchenfischerei« nennen es die Tahitianer, wenn die durch Netze miteinander verbundenen Boote auf ein bestimmtes Zeichen hin in einer Front zum Fischfang ausfahren. Unter fröhlichem Geschrei werden Steine ins Wasser geworfen, um die Fische zusammenzutreiben. Dies ist meine letzte Erinnerung an die Sonneninsel, und Sehnsucht nach Tahiti erfaßt mich, wenn ich daran denke."



aus der Südsee





Neue Rätsel im Fall Lindbergh

Stätte des Vergessens

In einem Café am Hauptplatz der Insel Poros war der aus den Vereinigten Staaten heimgekehrte Maratos Stammgast. Täglich saß er hier, unterhielt sich mit seinen alten Freunden, lud sie großzügig zu Kaffee und Wein ein und versuchte, seine Vergangenheit zu vergessen. Er galt als ungekrönter König der Insel. Nur wenige entdeckten etwas Verdächtiges an ihm. Ein junger Jurist brachte Maratos schon damals in Verbindung zu dem Raub des Lindbergh-Babys. Heute ist er fest davon überzeugt, daß seine Vermutung stimmt.

Ein Bericht von Bernd Ruland

Sensation in der berühmten Kindesraubtragödie

Der zweite Mann entging dem Henker

Ein Mann kam aus Amerika... Ganz plötzlich taucht er wieder in seiner griechischen Heimat auf: Konstantinos G. Maratos. Er bringt viel Geld mit und – ein Geheimnis, das er ängstlich hütet. Heute, 27 Jahre nach seiner Rückkehr, steigen die Schatten der Vergangenheit wieder hoch. In ihrem gespenstischen Spiel ersteht noch einmal der berühmteste Kindesraub unseres Jahrhunderts. Was bisher im Fall Lindbergh unklar blieb, scheint sich jetzt aufzuklären. Einer endete auf dem Elektrischen Stuhl, obwohl er immer seine Unschuld beteuerte: Bruno Richard Hauptmann. Unschuldig war er nicht. Aber er hatte bei seinem Verbrechen ohne Zweifel einen Helfer.

Stätte des Grauens

Seit Mitte November dieses Jahres spricht die ganze Insel Poros wieder von einem Mann, der längst vergessen war: Konstantinos G. Maratos. Der griechische Rechtsanwalt Wasileios G. Karras überraschte die Öffentlichkeit mit einem Dokument, das er 27 Jahre lang sorgsam aufbewahrt hatte. Karras schöpfte schon 1934 den Verdacht, daß der aus Amerika heimgekehrte Maratos an der Entführung des Lindbergh-Söhnchens beteiligt war. An der Stelle, wo Maratos tot zusammenbrach, versammeln sich heute wieder die Menschen und diskutieren lebhaft die neuen Enthüllungen. Als Reporter Roland Pfaff dieses Bild fotografierte, rief ein Mann, der den Maratos gut kannte, ihm zu: „Warum kümmern Sie sich um einen Gangster? Schlimm genug, daß so einer auf unserer Insel wohnte!“



Kriminalfall ohne Ende

Fortsetzung von Seite 35



Eine stolze Mutter, ein mutiger Sohn ... Diese Aufnahme, nach seinem Ozeanflug gemacht, zeigt Charles Augustus Lindbergh mit seiner Mutter. Seit Mai 1927 war der bis dahin unbekannte Postflieger Lindbergh der Abgott Amerikas. Zeitung und Publikum nannten den sympathischen Lufthelden burschikos nur noch Lindy.



Gesucht von 17 000 Beamten: Lindberghs Baby. Am 1. März 1932 wurde Lindberghs kleiner Sohn, der den Namen seines Vaters trug, geraubt. Vierundzwanzig Stunden später war ein Heer von Polizisten, Kriminalisten und Detektiven auf der Suche nach dem Kind und seinen Entführern. 17 000 Beamte — zu Fuß, auf Pferden, in Autos, im Flugzeug — suchten systematisch die nähere und weitere Umgebung des Städtchens Hopewell ab, in dem Lindberghs Haus stand

Was ist nur los mit diesem Maratos? Gerüchte geistern durch die Insel Poros. Jeder weiß etwas Neues. Jeder sagt etwas anderes. Jeder will etwas beobachtet haben.

Aber sie alle wissen im Grunde nichts. Die Frauen und Männer der schönen Insel vor dem östlichen Peloponnes tappen im dunkeln.

Für alle steht es fest, daß diesen Konstantinos G. Maratos, ihren reichen Landsmann, der Ende Januar 1934 aus den Vereinigten Staaten in die Heimat zurückgekehrt ist, etwas Furchtbares quält.

Bisher kannten sie ihn nur als liebenswürdigen, stets heiteren, immer großzügigen und vornehmen Mann, den nichts aus der Ruhe bringen kann.

Seit heute mittag ist er wie gewandelt:

Seit ihn an diesem 11. August 1934 ein Mann in seiner Wohnung besucht und dort zwei Stunden lang mit ihm gesprochen hat, ist Maratos ein anderer Mensch geworden.

Seit die Luxusjacht, die den geheimnisvollen Besucher zur Insel gebracht hat, wieder am Horizont verschwunden ist, scheint Maratos geistig völlig verwirrt zu sein.

Aufgeregt geht er an der Kaistraße auf und ab. Grüße erwidert er nicht. Seine Augen blicken finster. In seinem Gesicht steht die Angst.

„Er benimmt sich, als sei er verrückt", konstatieren die Leute, die ihn beobachten.

„Der Amerikaner muß ihm eine schreckliche Nachricht gebracht haben", kommentieren die einen.

„Vielleicht hat er jetzt erfahren, daß er verhaftet werden soll", wollen andere wissen, die längst schon davon überzeugt sind, daß Konstantinos Maratos etwas auf dem Kerbholz hat.

„Bestimmt hat er viel Geld verloren", meinen ein paar seiner Freunde. „Morgen wird er wieder ganz der alte Maratos sein."

Seine Freunde, die ihn sprechen wollten, werden barsch zurückgewiesen.

Sie wissen sich keinen Reim darauf zu machen.

Wie kann ein Mensch sich plötzlich so verändern? Das ist die Frage, die alle bewegt.

Nur einem gelingt es, an diesem Tag mit Maratos ein Gespräch zu führen. Das ist der junge Anwalt Wasileios G. Karras. Er läßt sich nicht gleich abweisen, als ihm Maratos begegnet.

Es gelingt ihm sogar, den völlig verstörten Maratos in ein Café zu bitten.

Konstantinos G. Maratos trommelt nervös mit den Fingern auf die Platte des runden Tisches. Karras beobachtet ihn scharf. Der finstere Mann weicht dem Blick des Anwaltes aus.

Maratos ... Die geistige Disziplin des seit Monaten „ungekrönten Königs der Insel" reicht nicht aus, seine Gefühle zu verbergen.

Ihm sitzt die Angst im Nacken.

Eine Schuld würgt ihn.

Das schlechte Gewissen schüttelt ihn.

Irgendein Ereignis, das mit dem plötzlichen Auftauchen des Besuchers zusammenhängt, hat ihn aufgewühlt.

In dem intelligenten Rechtsanwalt Karras steigt der alte Verdacht wieder hoch, den er gegen Maratos hegt.

Bei Karras hat sich seine Vermutung fast schon zur Gewißheit verdichtet: Dieser Maratos ist ein Gangster.

Behutsam tastet sich Karras vor:

„Nun sagen Sie mir schon, was eigentlich los ist mit Ihnen?"

„Überhaupt nichts! Was wollen Sie eigentlich von mir? Lassen Sie mich doch in Frieden."

„Sagten Sie — Frieden? Den haben Sie doch nicht, Maratos. Den Frieden suchen Sie doch, seit Sie wieder auf unserer Insel sind. Und seit heute wissen Sie wahrscheinlich, daß Sie ihn nie finden werden ..."

Maratos blickt den Anwalt böse an und erwidert barsch:

„Was gehen Sie überhaupt meine Angelegenheiten an? Ich habe Sie nicht darum gebeten, sich um meine Sorgen zu kümmern."

„Also doch: Sorgen", hakt Karras sofort ein. „Habe ich mir schon lange gedacht."

Ehe Maratos etwas entgegnen kann, prescht Karras weiter vor; direkt und unbarmherzig:

„Sie haben Angst vor der Polizei, nicht wahr?"

„Unsinn! Bei mir ist alles in Ordnung. Das sollten Sie eigentlich wissen."

„Aber Sie haben doch schon gehört, Maratos, was man über Sie redet. Wollen Sie diesem ganzen Klatsch und Tratsch nicht endlich ein Ende machen?"

Maratos erbleicht. Es dauert lange, bis er antwortet:

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie eigentlich wollen."

Seine Stimme klingt unsicher, gequält, bitter.

Plötzlich hat er seine Sicherheit wieder und sagt fest:

„Alle meine Papiere stimmen."

Ja, seine Papiere sind in Ordnung. Offiziell, so kann sich Maratos beruhigen, stimmt seine bürokratische Ordnung als Staatsbürger.

Ein griechischer Reisepaß, der die Nummer 228 trägt, legitimiert ihn. Auch seine Zollbescheinigung, die besagt, daß er bei seiner Ankunft 43 000 Dollar in bar bei sich führte, ist hieb- und stichfest.

Mit Tagebuchnummer 655 hat ihm der griechische Generalkonsul am 21 Februar 1933 ausdrücklich bestätigt, daß er griechischer Staatsbürger ist.

Um sich aktenmäßig völlig abzusichern, läßt sich Maratos vom Meldeamt in Piräus am 5. Juli 1934 dokumentieren, daß er in der griechischen Marine gedient hat und in Ehren entlassen wurde. Diese Bestätigung trägt die Nummer 639.

Ist wirklich alles in Ordnung mit ihm?

Noch einmal versucht Karras durch geschickte Fragen, etwas Konkretes von Maratos zu erfahren. Aber allen Fragen weicht er geschickt aus.

Nur in einem Fall steht der heimgekehrte Grieche Rede und Antwort.

„Mein vieles Geld", erklärt er Karras, „habe ich durch den Verkauf meiner Farm in New Jersey erzielt.

Lindbergh-Prozeß: Keiner sprach von Maratos



Großalarm für Polizei und Journalisten. Kaum einer kannte den Ort Hopewell. Aber am Abend des 1. März 1932, eine Stunde nach dem Raub des Lindbergh-Babys, war der Name allen Zeitungsleuten Amerikas ein Begriff. Ein Sturm, wie ihn die Geschichte des amerikanischen Journalismus noch nicht erlebte, setzte ein. Die schnellsten Reporter waren bald am Haus, aus dem das Kind entführt worden war. Alle wollten Einzelheiten wissen — aber sie fanden zunächst nur ein Foto des Kindes am Fensterladen (Bild). Ein besonderes Telegrafenamt wurde in Hopewell errichtet. Die großen Zeitungen organisierten eigene Suchkommandos, um der Polizei zuvorzukommen. Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrise, große Politik: das alles war vergessen. Es gab nur noch ein Thema: die Entführung des Lindbergh-Babys.

Außerdem bin ich noch an einigen Geschäften beteiligt, die mir ein hohes Einkommen sichern."

Für Karras besteht kein Zweifel, daß sein undurchsichtiger Gesprächspartner nicht die Wahrheit gesagt hat.

Nun, der Anwalt hat sich längst sein eigenes Bild gemacht.

Ein undeutliches Gefühl, ein unterbewußtes Kombinieren und ein Instinkt, auf dessen Zuverlässigkeit er sich bisher immer verlassen konnte, bringen in seinen Überlegungen diesen Maratos in einen Zusammenhang mit der Entführung des Lindbergh-Babys.

Karras wird später alle seine Beobachtungen in einem Dokument zusammenfassen. Erst 27 Jahre später, im November 1961, wird es aus der Vergessenheit ans Tageslicht gefördert ...

Ganz plötzlich erhebt sich Maratos an diesem späten Nachmittag des 11. August 1934, tritt vom Tisch und sagt nur noch:

„Entschuldigen Sie mich. Ich habe noch etwas Dringendes zu erledigen."

Er hetzt hinaus.

Ehe Karras ihm etwas nachrufen kann, ist Maratos in einer kleinen Seitenstraße verschwunden.

*

12. August 1934.

Gegen 11 Uhr morgens erscheint bei dem Geistlichen der Insel, den die Bauern und Fischer von Poros liebevoll „Papa Wangelis" nennen, Konstantinos G. Maratos.

Er ist, wie immer, betont elegant gekleidet. Dem Popen Wangelis fällt dennoch sofort auf, daß den aus Amerika heimgekehrten „verlorenen Sohn seiner Gemeinde" etwas bedrückt.

Wangelis hat ihn in den vergangenen Monaten oft gesehen. Auf der Straße, in der Kirche, während einer Beerdigung. Vor allem aber bei drei Taufen. Jedesmal war Maratos Pate.

„Er bestand darauf", erinnert sich Wangelis heute, „den Kindern Namen aus der griechischen Antike zu geben. Die waren doch alle keine Heiligen. Aber was wollte ich machen? Maratos war damals ein mächtiger und geachteter Mann, und auf das Drängen der Eltern mußte auch ich mich seinen Wünschen fügen und die Kinder auf den Namen taufen, den Maratos wollte ..."

Während Papa Wangelis seinen langen weißen Bart streicht, fügt er hinzu:

„Dieser Maratos war ein sehr merkwürdiger Mensch. Und nicht nur das ... Aber er hat, so glaube ich, seinen Frieden mit Gott gemacht ..."

Hat Maratos das wirklich?

Fest steht, daß er an diesem Morgen des 12. August 1934 ein langes Gespräch mit dem Popen geführt, sein Herz ausgeschüttet und eine Art von Lebensbeichte abgelegt hat.

Es ist selbstverständlich, daß Papa Wangelis mit keiner Silbe den Inhalt dieses Gespräches je erwähnt hat.

Auch heute gibt er keine Antwort auf die Frage, ob sein Wissen damals dem Prozeß gegen Bruno Richard Hauptmann eine entscheidende Wendung hätte geben können.

Auch nicht der leiseste Anflug seines Mienenspiels könnte eine Antwort auf diese Frage geben. Das Beichtgeheimnis ist etwas Unantastbares.

Merkwürdig: Schon einmal, im Frühling 1932, hat Maratos einen Geistlichen in Amerika besucht — den Pfarrer Vincent Burns.

Schon einmal hat er reinen Tisch zwischen Gott und sich selbst, zwischen seinem Gewissen und seiner Schuld gemacht.

Was hat ihn zum zweitenmal zu einem Priester geführt?

„Maratos war ein merkwürdiger Mensch", wiederholt Pope Wangelis.

*

New York, 11. August 1934.

An diesem Tag, da im fernen Europa Konstantinos G. Maratos ein zweistündiges Gespräch mit einem geheimnisvollen Besucher führt, bekommt Sergeant James J. Finn von der New Yorker Stadtpolizei eine Meldung, die ihn sehr überrascht.

Schon seit Wochen und Monaten steckt er auf seinem großen Stadtplan von New York mit roten Stecknadelköpfchen gewissenhaft jede Stelle ab, wo eine besondere Dollarnote auftaucht.

Jeder Schein, der aus dem Lösegeld stammt, das dem Kindesentführer im Auftrag des Obersten Charles A. Lindbergh ausbezahlt wurde, sichert die Spur mehr, die zu dem Kidnapper führt.

Bisher hat Finn seine Markierungszeichen fast ausschließlich in New Yorks Stadtteil Bronx setzen müssen.

Aber nun wird ihm etwas gemeldet, das nicht in seine Kalkulation paßt.

Unter dem Geld, das ein soeben aus Europa zurückgekehrter amerikanischer Tourist bei seiner Bank in Manhattan eingezahlt hat, befinden sich vier 10-Dollar-Scheine, deren Nummern aus dem Lösegeld stammen.

Finn ruft sofort die Bank an und erfährt, daß der Tourist — ein alter Kunde des Geldinstituts und dort als seriöser Kaufmann wohlbekannt — soeben aus Le Havre mit dem deutschen Dampfer „Europa" in New York angekommen ist.

Der Sergeant läßt sich Namen und Telefonnummer des Bankkunden geben, ruft ihn sofort an und fragt:

„Wo haben Sie in Europa zuletzt fremde Währung in amerikanische Dollar umgetauscht?"

James J. Finn erfährt, daß der reiche Kaufmann vor seiner Rückkehr nach Amerika 14 Tage in Griechenland war und in Athen griechische Drachmen im Gegenwert von 200 amerikanischen Dollar eingetauscht hat.

Wie kamen diese Scheine aus dem Lösegeld ausgerechnet nach Athen? Finn steht zunächst vor einem Rätsel.

Sollte der Kindesentführer Amerika verlassen haben und nach Europa geflohen sein?

Finn glaubt nicht recht an diese Theorie.

Am Nachmittag spricht er mit Polizeikommissar Edward P. Mulrooney über diesen Fall.

Bitte umblättern

Der zweite Mann entging dem Henker

Fortsetzung von Seite 37

„Merkwürdige Geschichte, nicht wahr?"

„Wieso?" fragt Mulrooney. „Vergessen Sie nicht, James, daß längst nicht alle Dollarnoten aus dem Lösegeld nach ihrem Auftauchen in irgendeinem Geschäft oder bei einer Bank erkannt und gemeldet werden."

Finn nickt zustimmend. „Ich bin davon überzeugt", fährt Mulroony fort, „daß viele solcher Noten ins Ausland gelangt sind. Aber das ist kein Beweis dafür, daß der Täter oder einer der Täter — Sie wissen, James, daß ich nicht an die Ein-Mann-Theorie glaube — sich unbedingt ins Ausland abgesetzt haben muß..."

Polizeisergeant James J. Finn sieht das ein und hört interessiert auf das, was sein Kollege weiter meint:

„Ebensogut kann auch in Indien oder in Siam oder in Japan eine Note aus dem Lindbergh-Lösegeld auftauchen. Vergesssen Sie nicht, daß Anfang des Jahres mit dem deutschen Luxusdampfer »Resolute« 300 schwerreiche Leute unseres Landes auf Weltreise gegangen sind. Zweifellos mit sehr viel Geld in der Tasche. Und ich möchte wetten, daß einige Scheine aus dem Lindbergh-Geld in den Brieftaschen dieser Weltenbummler stecken."

„Möglich", erwidert Finn. „Wissen Sie, ob die »Resolute« auch in Athen war?"

„Ja. Das weiß ich genau. Ich habe mir damals einen Prospekt einer solchen Reise geben lassen. Ich wollte doch wenigstens mal davon träumen, so eine Fahrt mitmachen zu können."

„Das wäre also eine Möglichkeit", bestätigt Finn. „So könnten diese vier 10-Dollar-Scheine nach Athen gelangt sein."

Es gibt noch viele andere...

Ein paar Tage später tauchen wieder Scheine in Bronx auf.

Sergeant James J. Finn von der New Yorker Stadtpolizei ist davon überzeugt, daß der Kindesentführer nur dort zu suchen ist.

*

Nach seinem Gespräch mit Wangelis schließt sich Maratos für einige Stunden in seine Wohnung ein.

Am Nachmittag erscheint er wieder in seinem Stammcafé „Karajianni". Es liegt etwas abseits von dem großen Platz an der Schiffsanlegestelle.

Wenn man hier sitzt, kann man beobachten, wie sich die Boote und Fischkutter, die an der Kaimauer befestigt sind, in der leichten Dünung bewegen.

Und man kann an dem Leben und Treiben teilhaben, auf diesem Platz voll südländischer Geschäftigkeit. Bauern und Fischer, Esel und kleine Wagen. Spielende Kinder. Fröhliches Idyll einer Kleinstadt, die heiter und glücklich dahinlebt.

In dieses vergnügliche Bild paßt die finstere Miene des Herrn Maratos an diesem Tag überhaupt nicht.

Er brütet vor sich hin. Niemand wagt, ihn anzusprechen. Er trinkt einen starken Kaffee nach dem andern.

Als sein Freund Dimitrios Delithanassis an seinen Tisch treten und ihn herzlich begrüßen will, winkt Maratos ab und sagt nur: „Morgen!"

Und noch einmal brummt er: „Morgen..."

Ein Gruß? Oder ist es ein Hinweis auf den nächsten Tag?

Delithanassis, den ein freundschaftliches Verhältnis mit Maratos verbindet, unterlegt diesem Wort keine besondere Bedeutung und entfernt sich.

Erst am nächsten Tag wird Delithanassis den Sinn verstehen...

Am späten Nachmittag des 13. August 1934 trifft er seinen Freund Maratos im „Karajianni".

Delithanassis ist entsetzt über das Aussehen seines reichen Freundes.

„Wie ein Gespenst sah er aus..."

Dem alten Seemann Delithanassis sind die nächsten Stunden, die er jetzt erleben wird, heute noch so geläufig, als lägen nicht mehr 27 Jahre, sondern nur ein paar Tage dazwischen.

*

„Trink doch nicht so viel Kaffee!" mahnt Delithanassis. „Das macht dich ja noch nervöser, als du ohnehin schon bist."

Er wartet auf Antwort. Maratos schweigt.

„Was hast du? Hängt dein Ärger mit dem Besuch von vorgestern zusammen?"

Maratos gibt wieder keine Antwort und läßt sich den sechsten Mokka kommen.

Mit zitternder Hand führt er die Zigarette an den Mund. Atmet gierig den Rauch ein. Stößt ihn hastig wieder aus.



Anwalt der Gerechtigkeit. Wasileios G. Karras, renommierter Rechtsanwalt auf der Insel Poros, brachte im November dieses Jahres einen Stein ins Rollen: Er stellte der BUNTEN Jllustrierten ein Dokument zur Verfügung, das geeignet ist, den Fall Lindbergh in einem völlig neuen Licht zu sehen. Die bis heute unbeantwortete Frage „Wer ist der zweite Täter beim Kindesraub?" scheint nun, nach 27 Jahren plausibel beantwortet zu werden.

Sein sonst so gepflegtes Haar hängt wirr im Gesicht. Auf seiner Stirn perlt Schweiß. Seine Krawatte, immer exakt geknotet, hängt jetzt unordentlich im Kragen.

„Was ist mit dir?" bohrt Delithanassis wieder.

„Erinnere mich nicht an diesen Besuch!" faucht Maratos ihn an. „Eine rein geschäftliche Sache. Davon verstehst du nichts. Ihr versteht überhaupt alle nichts..."

Und dann, nach hektischen Zügen an einer neuen Zigarette:

„Wenn du wüßtest... Wenn ihr alle hier wüßtet..."

Delithanassis versteht seinen Freund nicht mehr. Der muß völlig verrückt geworden sein.

Er wagt gar nicht, weitere Fragen an Maratos zu richten.

„Ich hasse diese Frau", stößt Maratos plötzlich und zusammenhanglos aus. „Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich sie hasse. Hasse... Hasse!"

Er schreit es. Sein Gesicht wird rot.

„Sie ist an allem schuld! Sie ganz allein. Und so was ist nun meine Mutter!"

„Mein Gott, wie kann man so hassen?"

Delithanassis starrt entsetzt auf seinen Freund. Er weiß, daß Maratos nichts mehr von seiner Mutter, der Witwe Stamatina Maratos, wissen will, die als brave Frau in Athen lebt. Aber es ist ihm unfaßbar, daß ein solcher Haß in seinem Freund aufbrechen kann.

„Sie ist an allem schuld!" sagt Maratos noch einmal mit wutverzerrtem Gesicht. „Wenn sie nicht gewesen wäre, dann..."

Er vollendet den Satz nicht. Ihm wird spontan bewußt, daß er damit ein Geheimnis preisgeben würde.

Und er hat viele Geheimnisse... Niemand wird sie je erfahren. Dafür wird er sorgen. Aber er macht seine Rechnung ohne den Zufall.

Delithanassis kommt für einen Augenblick die hübsche Maroussa in den Sinn. Es ist die Nichte von Maratos. Er weiß, daß Maratos dieses Mädchen liebt.

Die Leute reden alles mögliche dumme Zeug. Nun, kein Wunder. Sie wohnt mit ihren Eltern im unteren Teil des Hauses, in dessen oberer Etage Maratos drei Zimmer besitzt.

Und Delithanassis fragt ganz zaghaft: „Will deine Mutter nicht, daß du Maroussa..."

„Hör auf! Was hat das damit zu tun?"

In diesem Augenblick nimmt er hastig ein Stück Papier aus der Seitentasche seines Rockes. Sucht mit fahrigen Bewegungen nach einem Bleistift. Findet ihn schließlich in der Weste.

Wie ein Besessener beginnt er zu schreiben.

Maratos achtet nicht mehr auf Delithanassis.

Er murmelt unverständliche Worte vor sich hin.

Der Bleistift hetzt über des Stück Papier. Wort um Wort. Griechische Buchstaben taumeln von Zeile zu Zeile.

„Was schreibst du denn da?" wagt Delithanassis zu fragen.

Keine Antwort.

Der Bleistift, von zitternder Hand geführt, torkelt weiter über das Papier.

„Dieses verfluchte Weib!"

Da ist sie wieder, diese schaurige Verwünschung. Während Maratos schreibt, hört Delithanassis seinen Freund noch zweimal fluchen.

Er ist immer noch nicht fertig.

Noch ein paar Worte...

Die Hand ist nicht so schnell, wie Maratos schreiben möchte.

Aus. Jetzt nur noch der Name. Die Unterschrift. Schluß.

Der Bleistift fliegt in die Ecke.

Maratos nimmt das Geschriebene. Faltet das Blatt. Steckt es in die Tasche. Wischt sich den Schweiß von der Stirn. Murmelt ein unverständliches Wort.

Delithanassis begreift das alles nicht. Ist dieser Maratos verrückt geworden? Reitet ihn der Teufel?

Neue Zigarette an. Maratos nimmt einen Zug. Wirft sie auf die Erde. Tritt ihre Glut aus.

Stützt seinen Kopf jetzt in die Hände und stöhnt.

Minutenlang sitzen die beiden Männer zusammen.

Auch der Atem von Delithanassis geht schwer.

„Bist du krank, Konstantinos?" fragt er schließlich.

Maratos antwortet nicht. Er hebt sich statt dessen, wirft ein paar Münzen auf den Tisch und sagt:

„Komm!"

Die Dämmerung kündigt sich an. Vergoldetes Licht, von der untergehenden Sonne auf Meer und Insel gehaucht, verleiht dem geruhsamen Leben, das sich auf der Straße noch abspielt, einen fast unwirklichen Glanz.

Die beiden Männer gehen schweigend nebeneinander in Richtung auf das Haus, in dem Maratos bei seinem Vetter Georgios Karadimas wohnt.

Delithanassis spürt, daß es aussichtslos ist, ein Gespräch mit Maratos zu versuchen. Er erklärt daher:

„Es ist spät geworden. Ich muß dringend nach Hause. Gute Nacht, Konstantinos!"

Fast mürrisch erwidert Maratos:

„Gute Nacht!"

Delithanassis dreht sich um und geht wieder in Richtung auf das Café.

Nach etwa fünfzehn Sekunden, als er kaum 20 Meter von Maratos entfernt ist, peitscht ein Schuß durch die Stille des sinkenden Tages.

Blitzschnell wendet sich Delithanassis um.

Was er sieht, können seine Sinne zunächst nicht fassen. Aber irgend etwas treibt ihn an.

Das ist doch...

Jetzt erkennt er die grausame Wirklichkeit.

Maratos taumelt auf ihn zu.

Er rudert mit den Armen in der Luft, als suche er dort Halt.

Blut hat seinen Anzug gefärbt. Delithanassis stürzt dem Freund entgegen. Will etwas rufen. Die Aufregung erstickt seine Stimme.

Maratos kann sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er schwankt und versucht mit letzter Kraft, noch einen Schritt weiterzukommen.

Delithanassis fängt den Freund im letzten Moment mit seinen Armen auf, ehe Maratos zu Boden stürzen kann.

Der Seemann will wieder schreien. Aber er ist so von Sinnen, daß er nur das Wort „Hilfe" herauspressen kann.

Schreckensbleich und entsetzt starrt er auf Maratos. In dem Körper des Freundes ist kein Leben mehr.

Vom Balkon des nächsten Hauses ruft ein alter Mann:

„Du hast ihn getötet!"

Und den paar Männern, die auf Delithanassis und den Toten zurennen, schreit der Alte entgegen:

„Haltet den Mörder!"

Auch ein paar spielende Kinder rennen sofort los, um zu sehen, was sich dort Furchtbares ereignet hat.

Einer von ihnen, Jannis Chatsidimitriou, heute hochangesehener Boots- und Fährenbesitzer auf Poros, erinnert sich noch sehr genau:

„Ich war damals 14 Jahre alt. Ich spielte mit meinen Freunden auf der Straße. Als wir den Knall hörten, liefen wir sofort in die Richtung, aus der der Schuß kam. Ich erkannte Delithanassis, der Maratos in seinen Armen hielt."

Den Fährenbesitzer packt das Grauen, wenn er an damals denkt. Die Gewalt eines düsteren Erlebnisses greift nach ihm...

„Es geschah genau an der Stelle, wo heute der Strommast steht. Maratos war blutüberströmt. In meinem jugendlichen Eifer hielt ich meine Hand auf die Wunde am Herzen des Maratos, um das Blut zu stillen. Aber die nächsten Erwachsenen, die kamen, schickten meine Freunde und mich weg, damit uns das Blut nichts Böses bringe... Ich habe diese schreckliche Szene bis heute noch nicht vergessen. Manchmal träume ich davon."

Heute sprechen sie alle wieder da von auf der Insel Poros.

Die Schatten der Vergangenheit steigen wieder hoch, unheimlich, gespenstisch.

Das Dunkel von einst hellt sich auf.

So tief ist kein Grab... Es kann kein Geheimnis hüten. Die Wahrheit läßt sich nicht mit Erde verschütten. Und auch den Verdacht kann kein Sarg verbergen...

*

Die Überraschung, die man schon wenige Stunden nach dem Tode des Maratos am 13. August 1934 erlebt, bildet eine Sensation für die Insel, wie man sie bisher noch nicht gekannt hat.

Aber kein Staatsanwalt wird davon erfahren...

In der nächsten BUNTEN:

Wo blieben 43 000 Dollar?

ZINN 40

schon probiert?

ZINN 40 ist das richtige Getränk für Männer, die mit einem herzhaften Schluck einen Handel besiegeln, einen Ärger aus der Welt schaffen, eine fröhliche Stunde feiern.

... ein grund-ehrlicher Tropfen



Schon im Mittelalter kannte man die Kunst, aus Wein ein klares Getränk zu gewinnen. Getreu der alten Überlieferung ist ZINN 40 ein Klarer aus Wein* – immer ein reiner, unverfälschter Genuß! Trinken Sie ZINN 40 nach der guten Regel: erst nippen – dann kippen! So schmeckt ZINN 40 doppelt gut!

DM 10 50

*da weiß man, was man trinkt!

Z 1 2/61 I

Karl Angermeyer: Ich fand mein Glück als Robinson

Aufgezeichnet von Peter Heim

Der Krieg war vorbei, und wir durften wieder nach Galapagos zurück. Wir fuhren mit der „Manta". Es war keine angenehme Fahrt, aber wir nahmen sie gern in Kauf. Schließlich ging's nach Hause. Bis Marga mich eines Nachts weckte: „Karl, das Schiff sinkt!"

*

Verdammt, ich träume also nicht! Das ist Ernst, blutiger Ernst. Ich springe aus meiner Bunk und stürze an Deck. Überall aufgeregt brüllende Matrosen. Der Kapitän steht auf der Brücke und diskutiert mit seinem Steuermann.

„Holla, Don Carlos", sagt der Kapitän. „Sie wissen ja, was los ist. Wir haben ein Leck."

Ich nicke: „Und jetzt?"

„Ich habe Funkverbindung aufgenommen mit Guayaquil", sagt er wichtig.

Ich bin baß erstaunt: Sogar Funk haben sie.

Er erklärt: „Ich habe mit der Hafenverwaltung gesprochen."

Als ob die uns jetzt helfen würde... Guayaquil war gut zweihundert Meilen entfernt.

„Und was haben die gesagt?"

„Die haben gesagt, wir sollen das Schiff erleichtern. Wir sollen alles Unnötige über Bord werfen. Ich lasse bereits die Wassertanks leeren."

„Aber Käpt'n, wenn wir tatsächlich absaufen, dann haben wir doch kein Wasser!"

„Wir haben ja auch keine Rettungsboote", meint er treuherzig.

Das wiederum ist logisch gedacht.

„Tja", sagt der Kapitän, „ich wollte sowieso mit Ihnen sprechen. Ihre Deckslast und das Boot, das muß natürlich auch über Bord."

Mein Boot! Meine Kisten. Mein Zement, meine Sägen, Hämmer, Schaufeln — ich wurde endlich hellwach.

„Wir sind doch kein Ballon", tobe ich los. „Ihr verdammter Kasten wird früher oder später sinken, ganz egal, was sie jetzt über Bord kippen. Was machen denn die Pumpen?"

„Wir haben nur eine, und die ist kaputt", erklärt der Steuermann.

Auch das noch! „Ich werde schon einen Ausweg finden, verlassen Sie sich darauf. Sie haben mehr als vierzig Passagiere an Bord. Dazu die Besatzung — die können Sie doch nicht einfach aufgeben!"

„Will ich ja nicht. Wir laufen bereits zurück, Señor Angermeyer."

„Zweihundert Seemeilen zur Küste — das schaffen Sie nie, Kapitän."

„Kommen Sie mit", sagt er plötzlich.

Wir hasten den Niedergang hinunter. Der Maschinenraum. Ein Ingenieur und drei Neger-Heizer. Sie schaufeln wie wahnsinnig, der Feuerschein flackert über ihre schweißnassen Körper, die Ventile stehen auf Hochdruck — und unter ihren Füßen gluckert rostbraun das Wasser.

Zwanzig Zentimeter noch von der Maschine entfernt. Wenn es sie erreicht, ist es aus.

„Die Pumpe?" frage ich.

Es ist ein vorsintflutliches Ding. Zwei Matrosen basteln im zittrigen Schein einer Taschenlampe daran. Auch ich versuche es. Zehn, zwanzig Minuten. Dann gebe ich auf. Es ist hoffnungslos, dieses eingerostete, zerschlissene Denkmal südamerikanischer Nachlässigkeit ist nicht mehr zum Leben zu erwecken.

In diesem Augenblick kommt mir eine Idee...

„Kapitän — wir schöpfen das Schiff aus."

Irgend etwas muß in meiner Stimme gelegen haben, das ihn überzeugte. Er kannte uns. Er wußte, daß wir gute Seeleute waren. Vielleicht hoffte er auf irgendeinen der geheimnisvollen Tricks, die die „Gringos" immer parat haben, vielleicht gab er nur einfach auf. „Gut, Señor Angermeyer. Ich habe zwar keine Ahnung, was Sie damit noch erreichen wollen — aber wenn Sie meinen... Probieren Sie es."

Ich probierte es. Ließ alle Eimer, die im Schiff aufzutreiben waren, herbeischaffen. Es waren an die zwanzig. Dann teilte ich die Besatzung in drei Schichten ein und bildete mit je acht Mann eine Kette.

Es klappte. Die Eimer wanderten die Kette aus Armen und Fäusten entlang und ergossen sich in die schwarze See.

Ich machte eine Marke an den Maschinensockel. Es fehlten noch zwölf Zentimeter, dann würde das Wasser die Maschine erreichen, dann waren wir ohne Antrieb, dann war es aus...

Das Wasser schwappte ölig. Ich wartete zehn, zwanzig Minuten. Der Kreidestrich war noch immer sichtbar. Der Kapitän stand neben mir und starrte wie hypnotisiert auf die kleine weiße Marke. Dann hob er die spekkige Mütze und kratzte sich den Schädel. Sein Lächeln war glücklich.

Er drehte sich um, brüllte seine Leute an: „Los — voran, Jungens! Das Wasser steht..."

„Das Wasser steht!" Sie verdoppelten ihre Anstrengung. Die Fäuste flogen im Takt. Die Gesichter waren verzerrt, aber die Hoffnungslosigkeit war aus ihnen gewichen.

Ich suchte den Ingenieur: „Habt ihr denn keinen Motor hier auf dem Schiff? Vielleicht kriege ich doch die Pumpe wieder flott."

Er schüttelte den Kopf. „Siento vucho. Tut mir leid, Don Carlos..."

Ich wollte gerade weitergehen, als mich Talo, sein Assistent, am Ärmel festhielt: „Don Carlos, wir haben da noch einen Elektromotor, den vom Eisschrank. Nur der geht schon lange nicht mehr."

„Also auch kaputt."

„Der Eisschrank ja — aber der Motor nicht."

Wir krochen in eine finstere Ecke im Zwischendeck. Ein brauner, verschrammter Holzverschlag. Ich öffnete. Dumpfer Geruch drang mir entgegen. Wahrscheinlich schimmelten hier die Vorräte von Generationen. „Gib mir mal die Taschenlampe." Ich entriegelte eine kleine Tür. Tatsächlich, da stand ein Elektromotor.

Nach zwanzig Minuten hatten wir ihn abmontiert. In der kleinen Werkstätte des Ingenieurs schloß ich ihn an: Tatsächlich, das Ding drehte sich, lief summend an.

„Es aleman", sagte der kleine braunhäutige Ingenieur-Assistent Talo. „Aleman immer gut. Sehn Sie, Don Carlos — AEG."

Wir arbeiteten die ganze Nacht.

Ich hockte mit Tato an der Pumpe. Wir hatten eine neue Leitung gelegt, den Pumpenkörper herausgenommen, gereinigt und dann versucht, die Pumpe anzuschließen. Dreimal war es schiefgegangen. Das war jetzt der vierte Versuch.

„Jetzt", sagte Tato.

Der Motor drehte an, die Pumpe schluckte, hustete, ächzte, aber der AEG-Kamerad ließ nicht aus, drehte weiter: gluck — gluck — machte es, wie bei einem alten, besoffenen Seemann. Dann zog sie an. Wasser kam, glucksendes, braunes Wasser. Ein ganzer Strahl.

Wir ließen unsere zerschundenen, dreckigen Fäuste sinken und strahlten uns an: Wir hatten es geschafft!

Der Kapitän hatte inzwischen das Leck entdeckt: einen ganzen Verband lockerer Eisenplatten am Stern. „Sigual", grinste er. „Hauptsache die Pumpe..."

Ja, Hauptsache die Pumpe. Am nächsten Tag liefen wir wieder in Guayaquil ein, als wäre überhaupt nichts passiert.

Ich ging zum Kapitän. Er stand am Pier und diskutierte mit zwei Vertretern der Reederei. „Machen Sie den Kahn jetzt dicht, Kapitän?"

„No — wir fahren morgen."

„Wohin?"

„Nach Galapagos. Ich hab' eine neue Pumpe. Hat uns der Hafenkapitän besorgt. Schließlich fahren wir ja Proviant für die Garnison in San Cristobal. Wir können die Jungens ja nicht verhungern lassen. Heute nacht laufen wir wieder aus. Kommen Sie mit?"

Ich sah Marga an. Sie nickte. „Okay", sagte ich. „Wir kommen mit."

Wir waren die einzigen Passagiere. Den anderen saß der Schreck noch in den Knochen. Sie zogen es vor, in Guayaquil zu bleiben.

Zwei Jahre darauf traf ich den Kapitän in San Cristobal. „Das war 'ne Nacht", lachte er und lud mich zu einem Glas Whisky ein. „Und den Einfall, den Sie hatten. Ein Schiff mit Eimern auszuschöpfen — fantastico!"

„Was macht das Leck?" fragte ich.

„Oh — das ist immer noch nicht repariert. Aber wir haben ja die Pumpe..."

*

Wir waren zurück in Santa Cruz — auf unserer Insel, in unserer Welt. Unsere Farm oben in den Bergen war jämmerlich zugerichtet. Niemand hatte mehr mit uns gerechnet.

Wir gaben die Pflanzung einem anderen Kolonisten. Wir Brüder wollten unten bleiben, am Meer, bei unseren Booten, auf den heißen, braunen Felsen der Küste. An den Steilklippen der Academy-Bay fand ich den Platz, an dem unser neues Haus entstehen sollte. Gusch und Fritz wollten in der Nähe bauen, im Schutz eines Hügels.

Ich maß das Gelände aus. Bei jedem zweiten Schritt stolperte ich über Iguanas. In kleinen Gruppen lagen sie auf den Steinen und faulenzten.

„Und jetzt? Was machen wir mit denen?" fragte Marga. „Meinst du vielleicht, die ziehen aus?"

„Vielleicht", sagte ich hoffnungsvoll. „Aber eigentlich wären sie ja blöd. Schließlich haben sie das ältere Anrecht."

Die Iguanas schienen derselben Ansicht zu sein. Ich schuftete zwischen ihnen, wälzte Steinbrocken, schlug mir die Werkzeuge an der glasharten Lava stumpf, tobte, fluchte, schwitzte, Woche um Woche — und die Iguanas betrachteten mich mitleidig.

Die Arbeit war dazu angetan, mir den letzten Speck von den Knochen zu nehmen. Bis Marga und ich allein das Gelände so weit eingeebnet hatten, daß man an den Hausbau denken konnte, vergingen Monate. Bearbeiten ließen sich die Steine für die Umfassungsmauer überhaupt nicht.

Schließlich besann ich mich auf die Methode der alten Ägypter. Ich machte ein großes Feuer, legte den widerspenstigen Brocken hinein, heizte an, und Marga schleppte ein paar Eimer mit Seewasser heran: Schwaps! Das Wasser drüber! Drei, vier Schläge an die richtigen Stellen, und die Lava brach auseinander...

Mit unserem Feuerzauber schienen wir dem Iguana-Stamm doch etwas unheimlich zu werden. Sie zogen sich auf die Klippen in der Nähe zurück.

„Ich glaube, die haben genug," sagte Marga eines Abends. Wir saßen im ersten notdürftig zurechtgezimmerten Raum des neuen Hauses.

„Wär' doch eigentlich schade."

„Wieso? Das sind über dreihundert. Willst du die im Haus haben?"

Nein, das wollte ich natürlich nicht. Andererseits hatte ich inzwischen eine echte Sympathie für unsere Urzeitnachbarn entdeckt.

Der dicke Stammeschef schien gemerkt zu haben, daß wir über ihn diskutierten. Er war auf einen der Steinhaufen hinaufgeklettert und betrachtete uns unverwandt.

Ich nahm ein Stück Brot und warf es ihm zu. Er rührte sich nicht. Ich schnitt ein paar kleine Fleischwürfel zurecht und ging langsam zu ihm: „Komm... Komm..."

Der Iguan nickte jetzt aufgeregt. Vorsichtig näherte ich meine Hand. Er wendete den Kopf voll Abscheu. Aber er blieb sitzen. Ich legte ihm das Fleisch auf eine Steinkante. Drei, vier Minuten vergingen. Dann schien die Neugierde in ihm zu siegen. Er streckte den faltigen Drachenhals — und einer der Brocken war weg...

Am nächsten Tag saß er wieder auf demselben Platz. Und wieder brachte ich ihm ein Gastgeschenk. Und wieder schnappte er zu... Nach zwei Wochen kroch er bereits unter unserem Tisch herum, ich konnte ihn streicheln, er ließ es sich gefallen, und bald kamen Frauen, junge Männer, Kinder und Kindeskinder — der ganze Verein. Heute sind wir alle eine große Familie. Die Iguanas schlafen wie die Schwalben im Giebel und auf den Felsen, und „Änni", ihr Chef liegt im Kamin...

Auch meine Brüder und ihre Frauen hatten ihre Häuser fertig. Jeder half dem anderen, so gut es ging. Wir wollten nicht mehr in die Berge. Unser Haus „Dornröschen" hinter den Pega-Pega-Bäumen hatte für uns alle seinen Wert verloren. Wir hatten es für die Eltern gebaut. Aber die Eltern waren tot. Mitte 1946, mit der ersten Post aus Deutschland, war auch die Nachricht gekommen, daß sie, zusammen mit unserem Bruder Franz, bei einem der schrecklichen Angriffe auf Hamburg umgekommen waren.

Das Leben ging weiter.

Eine neue Generation Angermeyer wuchs heran, zwischen den Tieren, den braunroten Lavaklippen, den mannshohen Kakteen, am Strand von Santa Cruz. Und die Stimmen der Kinder machten uns recht klar, daß sich alles geändert hatte. Wir waren jetzt echte Galapaguenios geworden. Unwiderruflich für immer. Und unsere Kinder werden es wohl auch werden ...

Mit Ausnahme von Johnny, dem ältesten der drei Söhne von Gusch, sind sie alle auf unserer Insel zur Welt gekommen. Ohne Hebamme, ohne Arzt.

Fritz war der erste, den das Los traf, auf Galapagos Papa zu werden. Er schien ganz ruhig. Ganz im Gegensatz zu Marga, seiner Schwiegermama. „Hör mal", fragte sie, „was soll ich denn tun? Ich komm' zu euch 'rüber. Aber ich sag' euch gleich: Ich habe schreckliche Angst ..."

Fritz lächelte nur. „Das besorgen wir ganz allein ..."

„Du?" Marga betrachtet Fritz entsetzt. „Aber du hast doch keine Ahnung!"

„Theoretisch weiß ich alles", erklärte Fritz stolz. „Ich habe mir ein Buch besorgt. Da steht jedes Detail drin. Fehlt nur noch die Praxis."

Mit seiner üblichen Geschicklichkeit half Fritz seinem ersten Kind zur Welt. Nabelte es ab, versorgte die Mutter, wusch das Baby. Als er uns endlich 'reinließ, hatte ich meinen halben Pfeifenstiel durchgebissen. Marga war weiß im Gesicht.

„Na und?" fragte Fritz und zeigte das krebsrote Menschenbündel. „Wozu denn die ganze Aufregung?"

„Eben", echote Carmen vom Bett her. „Warum eigentlich?"

Gusch wollte nicht nachstehen. Am 17. November 1947 brachte Lucrezia unter seiner Assistenz ihren zweiten Sohn Täppy zur Welt. „Kunststück", meinte Fritz, „hab' ihn ja auch ganz genau eingewiesen."

Weitere Kinder folgten. Heute sind es, die Kleinen unseres Vetters Bernhard eingerechnet, neun junge Angermeyers, die die Academy-Bay unsicher machen. Sie sind gesund. Und sie sind glücklich. Dafür kann ich garantieren ...

Auch wir sind es.

Wenn Sie Lust haben, kommen Sie uns besuchen. Ich habe noch viel zu erzählen. Von unseren Abenteuern nach dem Krieg. Von den Expeditionen, die kamen, von Millionären und Schiffbrüchigen, von Indios und Globetrottern. Hier auf Santa Cruz haben wir Zeit und Ruhe, uns darüber zu unterhalten.

Kommen Sie zu einem Besuch, oder bleiben Sie — wie Sie wollen. Aber bleiben Sie nur dann bei uns, wenn Sie bereit sind, sich in der Einsamkeit einer verlassenen, menschenleeren, ausgeglühten Lavalandschaft ein Zuhause zu schaffen. Das wird Ihren ganzen Einsatz erfordern. Den Einsatz Ihrer Fäuste, Ihres Mutes, Ihrer Intelligenz und Ihres Willens.

Wahrscheinlich werden Sie wieder zurückkehren — so wie die vielen, die es versuchten und scheiterten.

Vielleicht aber werden auch Sie hier Ihren Frieden, Ihr Glück, Ihr Paradies finden, wie wir Brüder Angermeyer es gefunden haben ...

ENDE

Menschen im Banne eines unbarmherzigen Schicksals

Wo alle Lügen enden

ROMAN VON FRANZ TAUT

Wie ein riesiges Leichentuch liegt der Schnee auf dem Flugzeugwrack in den Schweizer Alpen. Nur sechs Menschen haben die Notlandung und die erste Nacht in eisiger Kälte überlebt: Flugkapitän Immler, Stewardeß Susanne Geisendorf, Skimeister Arcantelli, Reederssohn Kaspar Kornelsen, „Geschäftsmann" J. B. Kanter und Irene Frahm. Sie wissen nicht, wo sie sich befinden. Auch auf den Flughäfen weiß niemand, wo die vermißte Maschine liegt. Und immer noch treibt der wütende Sturm neue Schneewolken heran.

Kaspar Kornelsen saß auf dem Platz des toten Bordfunkers Kallenbach. Mit klammen Fingern bemühte er sich, Ordnung in die durcheinandergeratenen Drähte, Wicklungen, Röhren und Schaltungen des Funkgeräts zu bringen.

Kapitän Immler und die Stewardeß hatten ihm Mut gemacht. Aber es war wie bei einer Prüfungsarbeit in der Schule, wenn das unbeschriebene Blatt einen höhnisch angrinste. Damals auf der Seereise nach Westindien hatte er sich vom Funker alle Einzelteile seines Funkgeräts erklären lassen. Stundenlang hatte er jeden Tag in der Funkkabine gehockt, bis der Maat selbst zugab, daß er ihm nichts mehr erklären konnte. Aber damals war es für ihn ein Spiel gewesen. Jetzt ging es um alles, um Leben oder Sterben.

Der Kapitän und die Stewardeß hatten den Italiener Arcantelli davon abgebracht, die gefahrvolle Fahrt im Schneesturm zu wagen. Alle Hoffnung richtete jetzt sich auf Kaspar. Wenn es ihm gelang, das beschädigte Gerät instand zu setzen und Morsezeichen zu senden, konnten sie angepeilt werden. Man würde ihre Position ermitteln und Rettungstrupps schicken. Auf See war es so. Der Bordfunker hatte ihm damals alles erklärt.

Kaspar versuchte, sich an alle Handgriffe zu erinnern. An die Aufgaben der einzelnen Röhren und Spulen. Aber war es die Aufregung, das Gewicht der Verantwortung, die auf ihm lastete — seine Erinnerung versagte. Das Gerät kam ihm auf einmal völlig fremd vor.

Er zitterte vor Kälte und Aufregung, aber das merkte er nicht.

Aus der Kabine kam die Stewardeß. Sie beugte sich über ihn. „Schaffst du es, Kaspar?" fragte sie.

Er hob die Schultern. „Ich weiß nicht", sagte er kläglich. Und dann: „Schalten Sie doch mal den Strom ein. Vielleicht — ich könnte es versuchen."

Sie schob sich an dem Ansatz der Tragfläche vorbei, der in die geborstene Kanzel ragte. An der Armaturentafel tat sie die Griffe, die Kapitän Immler ihr in der Nacht eingeprägt hatte.

Die Beleuchtung ging flackernd an. In den Röhren des Funkgeräts glimmten die Glühfäden auf.

Sprachlos starrte Kaspar auf die Apparatur. Sollte es ihm wirklich gelungen sein? Sein froststarrer Finger drückte die Morsetaste. Im gleichen Augenblick flammte es grell auf: Kurzschluß. Kein Strom mehr. Aus.

Kaspar sackte in sich zusammen. Reglos kauerte er im Sitz des Funkers.

Eine Hand berührte seine Schulter. „Kaspar", sagte die Stewardeß.

Er schüttelte den Kopf. Nichts sehen, nichts hören!

„Komm mit", sagte Susanne, „komm doch endlich! Hier erfrierst du!"

Teilnahmslos ließ er sich von ihr hochziehen. Steif ging er vor ihr her zu den anderen — zu Arcantelli, der wieder einen Toten hinausgebracht hatte, den Norddeutschen Klose. Zu Kapitän Immler, der von neuem in Schlaf oder Bewußtlosigkeit gesunken war. Zu Kanter, den er trotz dessen Hilflosigkeit fürchtete. Zu Irene Frahm, die mit bleichem, ausdruckslosem Gesicht im Polster saß, eine zerbrechliche Gestalt in unförmiger Vermummung. Sie schien auf etwas zu warten. Auf den Tod, der bald nach ihnen allen greifen würde?

*

Die Privatmaschine des jungen Pratti war ein Spielzeug für Millionäre. Mit bequemen verstellbaren Sesseln, mit einer reich ausgestatteten Bordbar, an der man sich allerdings selbst bedienen mußte. Der junge Pratti — sein Vater war Inhaber des weltbekannten Juwelengeschäfts am Broadway — wünschte auf seinen Flugreisen ungestört zu sein. Diesmal war er allerdings nicht mitgekommen. Er hatte in Rom zu tun.

Vorn im Cockpit neben dem schwedischen Piloten balancierte Karen Ekström ein halb volles Cocktailglas. Ihr langes blondes Haar hing lose auf den Rücken herab. Manchmal schüttelte sie mit einer eigenwilligen Bewegung den Kopf und ließ die Mähne flattern. Sie steckte in einem hautengen schwarzen, mit Goldfäden durchwirkten Après-Ski-Anzug. An den kleinen Füßen trug sie gefütterte goldene Schuhe, die sich wahrscheinlich auflösen würden, wenn sie mit Schnee in Berührung kämen.

Ramon Campos-Aguilar, der in der Kabine neben Linda Farrol an der Bordbar lehnte, trug tintenblaue Elastic-Keilhosen, einen roten Pullover, der vorteilhaft von seinem bräunlichen Teint und seinem tiefschwarzen Haar abstach, und schwarze Schuhe aus genarbtem Leder.

„Letzten Winter war ich in Sankt Moritz", sagte er und goß sich einen Grappa ein.

„Sie sollten sich um Ihre Begleiterin kümmern", wich Linda Farrol müde aus. Sie war Campos-Aguilar zu Dank verpflichtet. Er hatte die Maschine besorgt. Ohne ihn säße sie noch in Rom. Aber weshalb konnte er sie nicht in Ruhe lassen? Er hatte doch sein blondes Spielzeug mitgebracht.

Er schnippte mit den Fingern. „Karen liebt nur sich selbst. Sie ist eine merkwürdige Mischung, halb Kind, halb Frau. Ein bezauberndes Mädchen, wenn sie will. Im Vertrauen gesagt, sie hat es überhaupt nicht nötig, zu filmen. Es ist nur eine fixe Idee von ihr, daß sie sich selbst auf der Leinwand sehen will. Na, vielleicht tut Hilton ihr den Gefallen."

»Geschwätz«, dachte Linda. »Und so etwas habe ich mir Tag für Tag angehört. Das ist meine ‚große Welt', nach der ich mich in Hamburg so gesehnt habe.«

Sie nippte an ihrem Glas. Ob Henning noch einmal im Hotel nach ihr fragen würde? Ob er den Brief bekommen würde, den sie für ihn zurückgelassen hatte? Er war früher in Rom eingetroffen, als sie erwartet hatte. Offenbar hatte es ihn schockiert, daß sie zum Studio gefahren war, statt im Hotel zu warten.

Wie hatte der Empfangschef gesagt? »Der Herr war offenbar sehr erschrokken. Dann hat er sich einfach umgedreht und ist weggegangen.« Ohne eine Nachricht für sie zu hinterlassen.

Wo hätte sie ihn suchen sollen? Vielleicht war er auch nicht mehr in Rom, sondern längst auf dem Weg zu Kaspar. Hoffentlich hatte er vorher noch einmal im Hotel nach ihr gefragt. Mehr als je zuvor wünschte sie, daß er bei ihr wäre.

Prasselnd schlug der Regen gegen die gewölbten Fensterscheiben.

„Wir werden versuchen, in Turin einen Hubschrauber zu mieten", sagte Campos-Aguilar und trank einen großen Schluck von seinem Grappa.

Vorn im Cockpit rief der Pilot über Sprechfunk den Kontrollturm des Flug-

Fortsetzung auf Seite 44



Mit froststeifen Fingern drückte Kaspar Kornelsen die Morsetaste. Susanne starrte ihm über die Schulter. Würde es dem Jungen gelingen, die Retter herbeizufunken? Da flammte es im Funkgerät grell auf: Kurzschluß! Kein Strom mehr. Aus . . .

WO ALLE LÜGEN ENDEN

Fortsetzung von Seite 42

platzes von Turin und bat um Landeerlaubnis.

„Sie sind die letzte Maschine, die wir annehmen", kam es zurück. „Dicke Waschküche. Wir holen Sie 'runter. Folgen Sie unseren Anweisungen!"

Der Pilot schob einen Kaugummi zwischen die Zähne. Auch das noch. Landung im Nebel. Er verwünschte den Burschen im aufreizend roten Pullover, der ausgerechnet heute seinem Chef die Maschine abschwatzen mußte.

*

In Martigny-Ville unterbrach Peter Lissen die Fahrt. Er hatte Angst, am Steuer einzuschlafen und an einem Baum zu landen.

Am Parkplatz des „Zinal" hielt er an, zerrte den Rucksack heraus und schloß den Wagen ab.

Er betrat den dunklen Hausflur des Gasthofs. Die Madame kam aus der Küche. Er bat um ein Zimmer für eine Nacht.

Der Hausdiener trug seinen Rucksack hinauf. Er folgte dem alten Mann über die schmale, steile Treppe, wusch sich in dem angenehm durchwärmten Zimmer und ging dann hinunter in die Gaststube.

Die Wirtin brachte Wein und das einfache Essen, das er bestellte. Sie hatte das „D"-Schild am Wagen draußen gesehen und die Skier auf dem Wagendach.

„Sie wollen zum Skifahren, Monsieur?" fragte sie auf deutsch. „Da müssen Sie ein guter Tiefschneefahrer sein. Es hat eine Menge Neuschnee hingeworfen." Sie deutete mit einer Handbewegung in die Richtung der Berge. „Droben schneit es noch immer."

„Wissen Sie etwas von dem vermißten Flugzeug, Madame?" fragte Peter und ließ den Löffel in der Suppe ruhen. „Auf dem Berner Flugplatz hörte ich, daß es im Gebiet der Walliser Alpen heruntergekommen sein soll."

Die Frau faltete die Hände. „Wollen Sie etwa auch aufsteigen, Monsieur?"

„Wieso auch?" fragte Peter. „Hat denn die Suchaktion schon angefangen? Ist die Maschine schon gefunden?"

„Es heißt, sie steigen von allen Seiten auf", sagte die Frau. „Vor einer Stunde waren sechs Franzosen hier. Bergführer und Skilehrer aus Chamonix. Sie sind bei mir eingekehrt. Sie haben ihren Wagen am Forclaz und schon vorher ein paarmal ausschaufeln müssen. Hier haben sie gegessen und einen Schoppen getrunken. Dann sind sie gleich weitergefahren."

„Wohin?" fragte Peter. „Wohin sind sie gefahren?"

„Ich glaube nach Visp hinauf, wo die Bahn von Brig nach Zermatt abbiegt. Wenn es nur endlich aufklären würde!"

Peter wandte den Kopf. Vor dem Fenster tanzten die Flocken. „Ich bleibe doch nicht bis morgen, Madame", sagte er. „Ich schlafe nur zwei, drei Stunden. Seit gestern nacht um elf fahre ich fast ununterbrochen."

„Gehören Sie auch zur Bergrettung?" fragte die Frau.

„Nein", sagte Peter, „ich habe jemand in dem Flugzeug."

Die Wirtin sah ihn teilnahmsvoll an. „Wenn man sich das vorstellt! Was müssen Sie durchmachen, Monsieur, und was müssen die armen Menschen durchmachen. Bei diesem Unwetter — bei dieser Kälte! Ich wünsche Ihnen das Beste, Monsieur, das Allerbeste. Sie sind unser Gast. Wir halten hier alle zusammen. Essen Sie jetzt, greifen Sie zu, stärken Sie sich. Das Schlimmste haben Sie noch vor sich. Und ruhen Sie dann, ruhen Sie sich aus! Ich werde Sie zeitig wecken."

*

Der Sturm hatte sich gedreht. Der eisigen, alles durchdringenden Schärfe nach zu schließen, kam er jetzt aus Nord oder Nordost. Er brandete gegen den Hang und wirbelte Schneewolken hoch, die sich mit den schräg heranjagenden Flocken vermengten.

In das Heulen des Sturms mischte sich das Donnern einer niedergehenden Lawine.

Arcantelli horchte erschrocken auf. »Die Wächte oben wächst auch immer mehr an«, dachte er besorgt. »Ist es nicht sinnlos, weiterzukämpfen? Wenn uns die Kälte nicht umbringt, wird uns die Lawine begraben. Oder sie wird das Flugzeug mit in den Abgrund reißen«.

Aber zugleich wußte er, daß er niemals aufgeben würde. Daß er auch die anderen zwingen würde, mit ihm durchzuhalten.

Susannes Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. „Drücken Sie die Zigarette aus! Sie dürfen nicht rauchen! Es riecht noch immer nach Benzin", fuhr sie Kanter an, der mit höhnisch verzogenem Gesicht zu ihr aufblickte.

Mit wenigen Schritten war Arcantelli an der Seite der Stewardeß. „Hören Sie nicht?" Er bückte sich, riß Kanter die Zigarette aus der Hand und drückte das glühende Ende aus.

Susanne preßte die Hände gegeneinander. Ihre Stimme klang hoch und fremd. „Es ist zum Verzweifeln — ich kann nicht mehr."

Wortlos packte Arcantelli sie bei den Schultern, drehte sie zu sich herum und schüttelte sie. Dann hielt er sie fest und sah ihr in die Augen.

Etwas von seiner Kraft schien auf sie überzugehen. Mit einer entschlossenen Bewegung warf sie den Kopf zurück. „Nein", flüsterte sie, „ich verspreche es Ihnen. Ich werde mich nicht gehenlassen."

Arcantelli nickte ihr zu. Dann ging er ruhig zum Einstieg und band eine Bodenmatte fest, die der Sturm losgerissen hatte.

In der Kabine stieß Kanter wirre Schimpfworte aus. Dieser Mann schien eine unverwüstliche Lebenskraft zu besitzen. Anstatt sich vor Schmerzen zu krümmen, lehnte er sich mit zielloser Bosheit gegen die auf, die ihre Beine gebrauchen, die sich bewegen konnten. Wollte er sie vielleicht absichtlich vernichten? Sie, die Gesunden, die er beneidete? Hatte er die Zigarette angezündet, um einen Brand, eine Explosion zu verursachen? Dann würde er es sicherlich nochmals versuchen, solange ihm niemand die Streichhölzer wegnahm.

Arcantelli ging zurück und beugte sich über den Verletzten, der mit verbissenem Gesichtsausdruck vor sich hinstarrte.

Plötzlich schlug Kanter zu. In seinen Schlägen war unerwartete Kraft.

Aber Arcantelli wehrte sie mit dem Unterarm ab. Er durchsuchte Kanters Taschen trotz dessen wütender Gegenwehr, fand eine Streichholzschachtel und steckte sie ein.

Das dicke Bündel Geldscheine, das er in der Brusttasche fand, schob er achtlos zurück. Was nützte Kanter hier oben sein Geld? Sollte er ruhig fluchen und um sich schlagen. Solange man ihn im Auge behielt, konnte er nicht gefährlich werden. Mitleid? Nein, Mitleid hatte Arcantelli nicht mit Kanter. Nicht mit einem Mann, der es darauf anlegte, jede menschliche Regung um sich herum zu ersticken.

Außerdem stand ihnen selbst das Schlimmste noch bevor. Der Sturm rüttelte an dem schneeüberhäuften Flugzeugwrack. Eine Nacht war vergangen, eine neue Nacht würde anbrechen. Die Kälte nahm fühlbar zu. Jeder Atemhauch wurde zur Wolke. Überall war Reif. Ein pelziger Belag, der wie Schimmel alle Metallteile überzog.

Arcantelli wußte: Wenn der Körper ein gewisses Maß an Unterkühlung erreicht hat, erlöscht das Leben. Bewegung! Man mußte das Blut in Bewegung halten, bevor es erstarrte.

Er rief die anderen. Nicht nur Susanne, die wieder ruhig und gefaßt

Fortsetzung auf Seite 46

Aus dem reichen Schatz der Erfahrung von Zsa Zsa

Zu Zsa Zsa Gabor kam kürzlich eine noch junge Filmschauspielerin und beschwerte sich im Laufe der Unterhaltung: „Mein Mann ist andauernd und ohne jeden Grund eifersüchtig!" – „Na und?" sagte Zsa Zsa, „wenn Ihr Mann ohne jeden Grund eifersüchtig ist, dann ist das doch einzig und allein Ihre Schuld!"

Mit 300 Stundenkilometern

Juan Manuel Fangio, der fünffache Automobilweltmeister, wird Filmstar. Sein Manager teilte in Mailand mit, daß Fangio selbst die Hauptrolle in dem Film über sein Leben übernehmen würde. Als Drehbuchvorlage soll die Autobiografie des Rennfahrers „Mein Leben bei 300 Stundenkilometern" dienen.

Ohrfeigen

Gesangsstar Dalida, erst kürzlich von dem Rundfunkreporter Lucien Morisse geschieden, bekam schon mit ihrem neuen Verlobten, Jean Sobieski, Krach. Verärgert über einige junge Leute, die sie bei einem Auftritt im Theater von Toulon ausgepfiffen hatten, brach Dalida ihren Auftritt ab. Als Jean sie im Auftrag des Theaterdirektors bat, wieder auf die Bühne zurückzukehren, empfing er schallende Ohrfeigen.



Am Abend der Callas-Premiere: Die Mailänder Scala.



Kaiserliche Pfadfinder: Schah Reza Pahlewi und Farah.

Die Begum (rechts) gratuliert Maria Callas (links).

Triumph für die Callas

Prasselnden Beifall und 20 Schlußvorhänge erntete Maria Callas, als sie nach längerer Zeit wieder in Cherubinis „Medea" an der Mailänder Scala auftrat. Das Theater war mit seinen 3200 Plätzen schon tagelang vor der Aufführung ausverkauft. Auf dem Schwarzmarkt wurden Karten von (umgerechnet) 60 DM kurz vor der Vorstellung mit 640 DM gehandelt. Bei dem festlichen Ereignis war viel internationale Prominenz vertreten. Die Damen erschienen in großer Robe und in glitzernden Juwelen. Sie wurden besonders genau von einem älteren Herrn gemustert: Es war der italienische Finanzminister Trabucci. Er hatte kürzlich in einer Rede angekündigt, bei nächster Gelegenheit Schmuck, Pelze und Kleider der Damen aus der italienischen Hocharistokratie einmal mit deren Einkommensteuererklärung vergleichen zu wollen.

Preußens Gloria

Die einzige Tochter des Earl von Moray in Schottland, Lady Hermione Stuart, gab in der Kirche von Berlin-Nikolskoe dem Hohenzollernsproß Prinz Karl Friedrich von Preußen ihr Jawort fürs Leben. Prinz Friedrich Karl, der in München lebt, hat seine Gründe, warum er gerade dort Hochzeit feierte: „In der Kirche von Nikolskoe wurde ich vor 42 Jahren getauft und später auch konfirmiert", meinte der Prinz. „Es war also von vornherein klar, daß ich hier auch einmal heiraten würde."

Ende einer Fußballkarriere

In England verstärkten sich immer mehr die Gerüchte, Bert Trautmann, der deutsche Torhüter von Manchester City, wolle die Fußballstiefel an den Nagel hängen. Seine Mannschaft schnitt bei den Kämpfen um die englische Fußballmeisterschaft wesentlich schlechter ab als in den vergangenen Jahren. Das Absinken der City-Elf macht man Bert Trautmann zwar nicht direkt zum Vorwurf. Aber er scheint daran auch nicht ganz unbeteiligt zu sein. Immerhin ist der „Held des Wembley-Cup-Finales" von 1955 und 1956 schon bald 40 Jahre alt.

Kein neuer Nachwuchs für Kaiserin Farah

In Pfadfinderuniform erschienen Schah Reza Pahlewi und Kaiserin Farah in Birjand zu einem persischen Pfadfindertreffen. Das in Persien kursierende Gerücht, die kaiserliche Familie erwarte im Frühjahr neuen Zuwachs, wurde inzwischen offiziell dementiert: Aus einem amtlichen Bulletin des Kaiserhofes geht hervor, „Kaiserin Farah sei nicht guter Hoffnung".



Auf der Leiter zum Erfolg: Sternchen H. Sommerfeld.

Ein Starlet lebt gefährlich

Das Berliner Nachwuchssternchen Helga Sommerfeld steht in Berlin zur Zeit in einem Kriminalfilm vor der Kamera. Laut Drehbuch muß Helga sich darin längelang auf die Straße legen, ein Auto rast heran und kommt mit kreischenden Bremsen erst kurz vor ihr zum Stehen. Helga packte die Angst, als das Auto in rasender Fahrt auf sie zukam. Sie sprang auf und lief weg. „Du brauchst keine Angst zu haben", versuchte Regisseur Werner Klingler sie zu beruhigen. „Der Wagen wird genau einen Meter vor dir zum Stehen kommen." „Und wenn nicht?" fragte Helga mit schlotternden Knien. Klingler zuckte mit den Schultern: „Dann kann es eigentlich nur an den Bremsen liegen!"

WO ALLE LÜGEN ENDEN

Fortsetzung von Seite 44

war, auch Kaspar, der in seiner Niedergeschlagenheit wie ein Schlafwandler umhertappte, auch die Signorina aus Frankfurt, die mit abwesendem Blick gehorchte, ein verlorenes Lächeln um die zuckenden Lippen, die blaß waren, beinahe so weiß wie ihr schmales Gesicht.

Sie schleppten das Gepäck, das sich noch im Heck befand, in die Kabine. Arcantelli und Kaspar brachen die Koffer auf. Mit Kleidungsstücken vermummten sie den Kapitän und Kanter, der sich diesmal nicht wehrte. Arcantelli sorgte dafür, daß Susanne, Irene Frahm und Kaspar alles Brauchbare anzogen. Sie sahen grotesk aus, aber niemand hatte einen Blick dafür.

Dann begannen sie, so sinnlos es sein mochte, mit den Aufräumungsarbeiten in der Kabine. Susanne brachte eine halbgefüllte Campariflasche, die sie unbeschädigt unter den Trümmern der Pantry gefunden hatte. Mit einem Schraubschlüssel öffnete Arcantelli den festgefrorenen Verschluß.

Susanne reichte Kaspar die Flasche. „Nimm den ersten Schluck. Gestern wolltest du doch etwas Scharfes."

„Campari", sagte er, „im vorigen Frühjahr, als ich meine Mutter in Rom besuchte, gab es auch Campari." Er trank, und während er trank, rollten Tränen über seine Wangen.

Susanne beobachtete ihn. Sie sah, daß die Tränen auf den Wangen des Jungen zu Eis gefroren.

*

Campos-Aguilar war wieder einmal das begegnet, was er in seiner spanischen Muttersprache „mi suerte" nannte, „mein Glück". In Gestalt des amerikanischen Fliegers Cashel Ripp war es ihm diesmal im grellweißen Neonlicht des Flughafengebäudes in den Weg gelaufen. Campos-Aguilar kannte den großen, jungenhaften Amerikaner von Rom her. Auch Karen Ekström kannte „Cash". Zu dritt hatten sie manchen nächtlichen Zug unternommen.

Nach einer abenteuerlichen Laufbahn in der Zivil- und Militärfliegerei war Cash als Pilot bei einer kleinen Gesellschaft gelandet, die von Rom aus mit Chartermaschinen nach dem Mittleren Osten flog. Wegen einer Unregelmäßigkeit hatten sie ihn schon nach kurzer Zeit gefeuert. Nun, in Caselle, erklärte er mit seinem unbekümmerten Grinsen, er sei neuerdings Taxiflieger und gondle mit seinem Hubschrauber meist zwischen Caselle und dem Mailänder Flughafen Malpensa hin und her.

Im Handumdrehen war Campos-Aguilar mit Cashel Ripp einig geworden, zumal die „Erbsensuppe", die dick über dem Rollfeld von Casella hing, nur Bodennebel war, der einen senkrecht startenden Hubschrauber nicht beeinträchtigen konnte.

„Hurry up", hatte Cash ohne langes Nachdenken zugestimmt. „Wir brauchen gar keinen Wind zu machen. Der Schuppen, in dem meine Mühle steht, liegt außerhalb des Flugplatzes."

Sie flogen nach Norden. Die Nebelschicht, die über Turin lag, war zurückgeblieben. In geringer Höhe folgten sie der Straße, die über Donnaz und Châtillon nach dem hoch im piemontesischen Waltournanche gelegenen Cervinia führt.

Campos-Aguilar saß vorn neben Ripp in der nur mäßig erwärmten Kabine aus Plexiglas. Auf den hinteren Sitzen schmiegten sich Linda Farrol und Karen Ekström in ihre Pelze.

Cashel Ripp steckte in einer pelzgefütterten Kombination und hohen Fliegerstiefeln. Seinen runden Kinderkopf bedeckte eine malerische Davy-Crocket-Mütze aus rotem Fuchspelz. Der buschige Schwanz hing ihm im Nacken herab.

Linda Farrol sah gedankenvoll auf die unter ihnen hinweghuschende Landschaft, die in der Düsterkeit des trüben Nachmittags wie für ihre Stimmung geschaffen schien.

Auch Karen Ekström beteiligte sich nicht am Gespräch der Männer.

Nach einer Weile fragte Linda die Schwedin: „Wollten Sie wirklich zum Skilaufen fahren?"

„Ja", antwortete Karen. „Allerdings nach Gstaad. Dort sind Freunde von mir. Gstaad ist jetzt groß in Mode. Aber Ramon meint, daß auch in Cervinia etwas los ist."

»Etwas los«, dachte Linda tiefunglücklich. »Zerstreuungen und Vergnügen — das ist es, was diese Menschen suchen, mag um sie her auch alles zugrunde gehen.« Außerdem bestätigte die Antwort der Schwedin ihre Vermutung. Ihretwegen hatte Campos-Aguilar die Reise inszeniert. Was hat er vor? fragte sie sich. Was will er von mir? Von einem Mann wie Campos-Aguilar ist Uneigennützigkeit kaum zu erwarten.

„Wie alt ist Ihr Junge?" fragte Karen unvermittelt.

„Fünfzehn." Linda wunderte sich über den teilnahmsvollen Ton in der rauhen, dunklen Stimme des langhaarigen Geschöpfes, das offenbar wie Campos-Aguilar ein Vagabundenleben führte.

„Haben Sie noch mehr Kinder?" fragte die Schwedin und setzte, bevor Linda verneinen konnte, lebhaft hinzu: „Manchmal wünsche ich mir auch Kinder, aber wenn man die Männer so ansieht — sind sie nicht alle gleich? Eine eitle, selbstgefällige Bande, nicht wert, daß man sich ernsthaft mit ihnen



abgibt! Wo ist eigentlich Ihr Mann, Frau Farrol, der Vater Ihres Jungen?"

„Zuletzt war er in Rom", sagte Linda, ihren Widerwillen gegen die Jüngere überwindend. „Er ist sofort nach meinem Anruf von Hamburg abgefahren. Aber er kam früher an, als ich erwartet hatte. Wir haben uns verfehlt. Ich fürchte, er hat es mir sehr übelgenommen, daß ich im Studio war. Er ist nicht mehr mein Mann. Wir sind geschieden."

„Oh", machte Karen. „Verzeihen Sie, ich hätte das nicht fragen sollen. Oder ich hätte es wissen sollen. Sie sind ja eine berühmte Frau. Aber ich kenne wenig Filmklatsch. Vielleicht wird das anders, wenn ich selbst dazugehöre. Ich will es versuchen, Sie wissen ja."

Sie senkte die Stimme. „Finden Sie es besonders geschmackvoll von Ramon — ich meine, Sie und ich? Wenn ich mit einem Mann zusammen bin, teile ich ihn nicht gern mit anderen. Altmodisch, nicht wahr?"

„Durchaus nicht", erwiderte Linda reserviert. „Wenn Sie übrigens annehmen, zwischen Campos-Aguilar und mir — da kann ich Sie beruhigen. Ich kenne Ihren Freund nur flüchtig."

„Aber warum hat er uns dann zusammengebracht?" fragte Karen irritiert.

„Ja", sagte Linda Farrol, „das frage ich mich auch. Vielleicht soll ich ihm helfen, Sie beim Film anzubringen?"

Sie schwiegen. Vor der gläsernen Kabine tanzten Schneeflocken. Das Land, über das sie mit mäßiger Geschwindigkeit hinwegflogen, war auf einmal weiß.

»Kaspar«, dachte Linda, »wenn ich nur ein Zeichen bekäme, wenn ich nur wüßte, ob du lebst . . .«

*

Wie Bergsteiger, die ein Wettersturz in einer Wand festhält, hatten sie sich vorbereitet auf die zweite Nacht in dem vor Frost knisternden Flugzeugwrack. Auf die Nacht in Dunkelheit, in der es auch bei äußerster Gefahr kein Licht geben würde, denn seit dem Kurzschluß im Funkgerät hatten sie keinen Strom mehr.

Gesichter und Hände waren mit Nylon- und Perlongewebe aus dem Gepäck von Susanne und Irene geschützt, die Füße mit Kleidungsstücken aus Wolle umwickelt. An alles hatte Arcantelli gedacht. Auch der Kapitän, dem es etwas besser ging, war versorgt. Ebenso Kanter, der sich seit dem letzten Zwischenfall fast beunruhigend still verhalten hatte.

Sie hatten verabredet, daß sie sich immer wieder gegenseitig wecken wollten. Vor allem um Irene Frahm war Arcantelli besorgt. Sie war teilnahmslos, als spüre sie die Kälte nicht und habe mit dem, was um sie vorging, nichts mehr zu tun.

Arcantelli hatte erwartet, die ins Mark dringende Kälte würde keinen tiefen Schlaf zulassen, würde bald den einen, bald den anderen wecken. Dann war es wichtig, sich zu bewegen, vielleicht einen Bissen von den geringen Vorräten zu sich zu nehmen oder einen Schluck von dem Rest Campari.

Aber unter den Bergen von Decken und Kleidern, unter die sie sich verkrochen hatten, erzeugte die Eigenwärme des Körpers eine unerwartet wohlige Behaglichkeit. Sie schliefen fester als in der vergangenen Nacht.

Arcantelli erwachte als erster aus einem wirren Traum. Als er die Augen öffnete, wunderte er sich über den fahlen Schein, der durch die verschneiten und vereisten Fenster in die Kabine drang. Er schälte sich aus den Decken, ging zum Einstieg und schob die sorgfältig befestigte Matte zur Seite.

Wie geblendet schloß er die Augen, riß sie wieder auf und starrte betroffen in die vom Mondlicht überflutete Welt naher und ferner Bergketten und Gipfel. Es schneite nicht mehr.

Er beugte sich aus der Luke. Der Sturm packte ihn mit schneidender Schärfe. Er achtete nicht darauf. Ungläubig starrte er auf einen riesenhaften Gipfel, der zur Linken in unnahbarer Einsamkeit in den nachtdunklen Sternenhimmel ragte. Eine schlank aufstrebende Pyramide, mit schräg aufgesetzter Gipfelzacke, mit scharfkantigen Graten, vom Schnee wie von einem Mantel umhüllt.

Arcantelli kannte den Berg, der mit keinem anderen zu verwechseln und zu vergleichen war. Er hatte ihn vom Startplatz zum Gornergrat-Derby gesehen und vom Plateau Rosa, wo er mit der italienischen Nationalmannschaft im Sommer und Herbst trainiert hatte.

Es war il Monte Cervino. Das Matterhorn.

Er wollte rufen, die anderen wecken. Aber er brachte kein Wort hervor. Sein Blick glitt über die im Mondlicht gleißenden Hänge und Flanken. Er glaubte einen Schatten zu sehen, der tief geduckt über die weißen Flächen dem Tal zu raste.

Der Schatten war er selbst. Seine Stunde war gekommen. Er mußte sie nutzen, bevor der Sturm den hell strahlenden Mond mit neu heranziehenden Wolken verdunkelte.

Vielleicht konnte er in ganz kurzer Zeit unten sein, konnte Helfer wecken und sie heraufführen zu den Gefangenen im Flugzeugwrack.

»Los, Enzio! Los, großer Skimeister. Jetzt mußt du sie retten. Dies ist deine Stunde!«

Fortsetzung folgt

Dr. med. Fabian notiert

Achtung: Der Winter rückt Ihnen auf die Haut!

Vielleicht haben Sie es sich schon oft gewünscht, eine dickere Haut zu haben. In diesen Tagen wird Ihnen dieser Wunsch erfüllt: Im Winter nimmt nämlich die Haut an Dicke zu. Nur ganz wenig natürlich, aber es genügt, um den Körper etwas besser vor der kalten Witterung zu schützen.

Sollten Sie eine Frau sein, dann haben Sie im Winter einen weiteren Vorteil: Frauen haben unter der Haut ein dickeres Fettpolster als Männer. Deshalb können sie Kälte viel besser ertragen. Fett isoliert das Körperinnere sehr gut gegen niedrige Temperaturen.

Dafür haben Frauen im Winter aber auch einige Nachteile: Ihre Blutzirkulation in den Beinen ist schlechter als bei Männern. Sie neigen eher zu kalten Füßen und zu anderen Durchblutungsstörungen, wie z. B. Frostbeulen.

Frostbeulen kommen nicht vom Frost

Sie haben richtig gelesen: Frostbeulen sind Durchblutungsstörungen und haben mit dem Frost im klimatischen Sinne – d. h. mit Temperaturen unter dem Gefrierpunkt – überhaupt nichts zu tun. Sie verdanken ihren Namen der Tatsache, daß sie sich kälter als die Umgebung anfühlen, obgleich sie blaurot aussehen – also wie ein entzündeter Hautbezirk. Und der müßte eigentlich heiß oder mindestens warm sein.

Die Beulen treten auch nicht erst im Winter zur Zeit der beißenden Kälte auf. Sie zeigen sich bereits während der ersten kalten Tage, oft genug schon im Spätherbst.

Zirkulationsstörungen treten besonders häufig an den herzfernsten Stellen des Körpers auf. Das sind die Füße, die Hände, die Ohren und die Nase. Werden dann noch enge Bekleidungsstücke getragen, und vor allem enge Schuhe, die den Blutkreislauf zusätzlich beeinträchtigen, dann braucht nur noch ein bißchen Feuchtigkeit dazu zu kommen, die eine gewisse Unterkühlung erzeugt, und die bekannten blauroten Beulen bilden sich aus. Sobald man in Zimmerwärme kommt, jucken oder brennen sie. Gummischuhe, die helfen sollen, nasse Füße zu vermeiden, begünstigen das Entstehen von Frostbeulen; denn sie verhindern, daß der Fußschweiß verdunstet, und erzeugen so erst recht einen feuchten Fuß.

Vorbeugen ist immer besser als Heilen. Das gilt auch für Frostbeulen. Sind sie einmal entstanden, müssen sie den ganzen Winter mit Ergebung ertragen werden. Der Arzt kann durch entsprechende Medikamente die Beschwerden nur lindern. Die Vorbeugung muß bereits zu Beginn der kalten Jahreszeit einsetzen – lange bevor sich die ersten Frostbeulen zeigen:

- Es muß alles vermieden werden, was die schon herabgesetzte Blutzirkulation noch mehr stört.
- Das Schuhwerk soll bequem und weit sein. Strümpfe dürfen nicht zu eng sein oder abschnürende Gummibänder enthalten.
- Füße trocken halten!
- Nach langer Durchkühlung darf man die Füße nicht rasch erwärmen.
- Mit Gefäßtraining soll man bereits im Spätherbst beginnen: Wechselbäder und kräftiges Bürsten oder Frottieren der gefährdeten Glieder. Sauna!

Frostbeulen dürfen nicht mit echten Erfrierungen verwechselt werden. Bei diesen bildet sich in den Zellen Eis. Das Gewebe gefriert wirklich. Glücklicherweise kommt das in unseren Breitengraden verhältnismäßig selten vor.

Auch zu diesen Erfrierungen sind nicht immer Temperaturen unter Null erforderlich. Sie können an besonders gefährdeten Stellen des Körpers bereits bei Plus vier Grad Celsius entstehen, wenn der betreffende Körperteil feucht ist und sich in bewegter Luft befindet. Besonders gefährlich sind Temperaturen um null Grad, also Tauwetter. Auch diese „richtigen Erfrierungen" werden durch Störungen der Blutzirkulation, die angeboren sein können, begünstigt.

Das bewies der Kriegswinter 1940/41. Obgleich alle Soldaten den gleichen äußerlichen Bedingungen ausgesetzt waren, erlitt nur ein verhältnismäßig kleiner Teil von ihnen Erfrierungen. Es handelte sich meist um Menschen, die anlagemäßig zu Krämpfen der kleinen Gliedmaßenarterien neigten.

Als „Erfrierung" bezeichnet der Laie auch allgemeine Unterkühlungsschäden: Der Betrunkene, der im Winter auf der Straße einschläft und umkommt, der alte Mensch, den ein Schwächeanfall bei naßkaltem Wetter zu Boden wirft und der sterben muß, wenn ihn niemand rechtzeitig findet, sind hierfür typische Beispiele. Auch hier kann der Tod eintreten, ohne daß richtiger Frost herrscht. Der Kälteschaden entsteht bei Temperaturen bis zu Plus acht Grad. Feuchtigkeit spielt hierbei wieder eine große Rolle.

Die unbedeckte Haut ist im Winter viel stärker gefährdet, als man im allgemeinen glaubt: Die Sonne hat ihre Kraft verloren. Der Körper stellt sich auf den Winterhaushalt ein, er erzeugt weniger Fett, das die schädigenden Strahlen der Sonne wegfiltert. Er beschränkt die Schweißabsonderung auf ein Mindestmaß. Die Haut wird trocken.

Darunter leiden besonders Menschen, die an sich schon eine trockene Haut haben. Sie müssen ihre Haut besonders schützen. Benutzen Sie eine gute Fettcreme, bevor Sie sich in die Winterkälte hinauswagen!

Genauso wichtig ist es für jeden, im Winter die Haut besonders gut abzutrocknen. Feuchtigkeit im Verein mit Kälte oder Wind macht die Haut rissig und spröde. „Aufgesprungene Hände" sind eine typische Erscheinung der kalten Jahreszeit.

Oft falsch angewandt: Glyzerin

Glyzerin ist ein gutes altes Hausmittel dagegen. Leider wird es aber oft falsch angewandt. Dann schadet es mehr, als es nützt. Glyzerin ist nämlich kein Fett. Es gehört in die Gruppe der Alkohole. Seine Eigenart besteht darin, daß es Wasser an sich zieht und dann festhält.

Wird es auf eine trockene Haut aufgetragen, reißt es aus der Tiefe die letzte Feuchtigkeit heraus und macht die Haut noch trockener. Es muß unmittelbar nach dem Waschen in die noch feuchte Haut eingerieben werden. Dann hält es die Feuchtigkeit fest und erhält die Haut angenehm weich.

Es darf aber nicht unmittelbar vor dem Ausgehen in die kalte Winterluft benützt werden. Denn da es das Wasser bindet, würde das zur Auskühlung führen.

Gehen die Risse der Haut tiefer, ist es ratsam, einen Arzt zu befragen. Eigenes Herumexperimentieren mit irgendwelchen „Heilsalben" kann hier mehr Schaden als Nutzen stiften.

Auch die Lippen sind im Winter sehr gefährdet. Durch die Feuchtigkeit des Speichels werden sie rissig und spröde. Sind sie aufgesprungen, darf kein Lippenstift aufgetragen werden. Er trocknet die Haut noch mehr aus. Eine farblose fettige Lippenpomade – man kann sie auch getönt erhalten – ist in diesen Fällen das Heilmittel. Sie wirkt auch vorbeugend bei empfindlichen Lippen.

DER Mann MIT DER WEISSEN Nelke

ROMAN VON HANS GUSTL KERNMAYR

Bearbeitung: Herbert Leger

Mit zwei blauen Augen und ungezählten gleichfarbenen Flekken ist Marc de Lima bei den Schlägern Coco Brunniers noch glücklich davongekommen. Aber auch eine Prügelei kann an der Riviera etwas Gutes haben. Marc lernte bei dieser Gelegenheit das Gangstermädchen Jeanette kennen, das ihm bei einem Besuch auf seiner Leihjacht den nächsten Plan Coco Brunniers und des Nelken-Herrn verrät: Die Banditen wollen den juwelenschweren Radscha von Dschaipur überfallen.

Der Wagen parkte gegenüber dem Flughafen Nizza im Schatten einiger Oleanderbäume. Nichts an ihm verriet, daß er den Mittelpunkt eines dicht gesponnenen Netzes aus Posten, Einsatzgruppen und Beobachtern bildete.

„Zentrale, bitte kommen!" Kommissar Darrieux hockte, den schweren Schädel mit der schlohweißen Mähne zwischen den hochgezogenen Schultern, auf dem rechten Vordersitz und sagte diese Worte ins Sprechfunkmikrofon. Inspektor Ferrandé fingerte nervös am Zündschlüssel. Marc de Lima, im Fond des Fahrzeugs, beugte sich weiter vor und lauschte.

„Hier Zentrale", sagte eine unpersönliche Stimme aus dem Lautsprecher. „Ich gebe Ihnen Alpha fünf. — Alpha fünf, bitte kommen."

„Hier Alpha fünf", sagte es aus dem Lautsprecher. „Stehe mit dem Taxi wie befohlen vorm Hotel Varenne an der Promenade des Anglais. Der Radscha von Dschaipur ist noch im Haus."

„Sofort melden, wenn er kommt", sagte der Kommissar. „Ende!" Darrieux hängte das Mikrofon auf die Gabel, denklich lehnte er sich zurück.

Marc kurbelte die Scheibe herunter und ließ die kühle Morgenluft ins Wageninnere. Es war fünf Uhr dreißig früh. Am 16. April 1956.

Am Tag zuvor hatte Marc de Lima noch geglaubt, bei James Flamboyd auf der richtigen Fährte zu sein. Nachher, als der „Mann mit der weißen Nelke" im Bungalow-Hotel Miramar, etliche Kilometer entfernt, erneut zuschlug, mußte er Flamboyds Alibi selbst bezeugen. Jetzt blieb nur noch Jeanettes Tip. Jeanette: das Mädchen aus Coco Brunniers Bande.

Sie wollte aus der Gang aussteigen, weil sich ihr Boß mit dem mordenden Schmuckmarder verbündet hatte. Diese beiden waren es auch, die nun den abreisenden Radscha von Dschaipur auf dem Weg zum Flughafen zu überfallen planten.

Jeanette hatte es Marc verraten. An Bord seiner Jacht „Albatros", auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit. Aus Verzweiflung und aus Liebe.

„Hier Zentrale", sagte es wieder aus dem Lautsprecher im Kommandowagen der Sûreté Nationale Section de Nice. „Zentrale an Beta eins. Beta eins, bitte kommen!"

Kommissar Darrieux richtete sich auf. Er griff nach dem Mikrofon. „Hier Beta eins", sagte er. „Zentrale, bitte kommen."

„Hier Zentrale. Alpha fünf ruft Beta eins. Gebe Ihnen Alpha fünf. — Alpha fünf, bitte kommen."

„Hier Alpha fünf", erklang die Stimme des Kriminalassistenten Léon Géoff aus dem Lautsprecher. Als Taxichauffeur verkleidet, hatte er den orientalischen Potentaten an den Airport Nice zu fahren. Nichts durfte darauf hindeuten, daß die Polizei über den Plan der Gangster unterrichtet war. „Beta eins, bitte kommen."

„Hier Beta eins", sagte Darrieux.

„Radscha von Dschaipur soeben bei mir eingestiegen", sagte Léon Géoff. „Ich starte vom Hotel Varenne. Ende."

„Ende", sagte der Kommissar. Er behielt das Mikrofon in der Hand.

„Hier Zentrale", sagte es erneut aus dem Lautsprecher. „Zentrale an Beta eins. Gebe Ihnen Alpha fünf — dringend. Alpha fünf an Beta eins. Alpha fünf, bitte kommen."

„Hier Alpha fünf", sagte Léon Géoff aus dem Lautsprecher. „Hinter meinem Taxi ein schwarzer Citroën mit Nummer 66 BB 75. Ich tue, als beachtete ich ihn nicht. Ende."

Inspektor Ferrandé räusperte sich. „Es ist eine Pariser Nummer", sagte er.

„Und außerdem sicher falsch, wenn es wirklich Cocos Burschen sein sollten", sagte der Kommissar.

Marc steckte sich eine neue Zigarette an. Dann starrten sie schweigend hinab auf die Landepisten des Flughafens. Mechaniker im blauen Overall versammelten sich dort vor einem Hangar. Ein knallgelber Spritwagen kurvte zwischen den aluminiumschimmernden Gebäuden. In fünfzehn Minuten würde die Constellation starten.

„Hier Zentrale", sagte es abermals aus dem Lautsprecher. „Zentrale an Beta eins. Neue Meldung von Alpha fünf. Ich verbinde Alpha fünf an Beta eins."

„Hier Alpha fünf", sagte Léon Géoff. „Citroën Nummer 66 BB 75 hält immer gleichen Abstand. Wir befinden uns zur Zeit auf Route Nationale sieben eingangs Colline de la Lanterne."

„Im gleichen Tempo weiterfahren", sagte Darrieux. „Und bleiben Sie in der Leitung."

Inspektor Ferrandé trat die Kupplung durch und legte den ersten Gang ein. Er blickte auf die Armbanduhr. „Fünf Uhr siebenundvierzig", sagte er. „Sie haben noch sechs Kilometer bis hierher."

Kommissar Darrieux umklammerte das Mikrofon fester. „Zentrale, bitte kommen", sagte er.

„Hier Zentrale", sagte die unpersönliche Stimme aus dem Lautsprecher „Beta eins, bitte kommen."

„Hier spricht Beta eins", sagte Darrieux. „Haben Sie die vorgesehenen Meldungen von der Nationalstraße zweihundertzwo, die bis zum Airport parallel zur Route Nationale sieben verläuft?"

„Jawohl, Herr Kommissar", sagte es aus dem Lautsprecher. „Alpha fünf ist unter dauernder Kontrolle. Alle Fluchtwege sind abgeschnitten. Das Netz zieht sich zusammen."

Darrieux überlegte einen Augenblick. „Die Polizeiboote sollen mit der Überprüfung sämtlicher Küstenfahrzeuge beginnen", sagte er dann. „Aber möglichst vorsichtig und unauffällig."

„Ich gebe den Befehl weiter."

„Ende", sagte Darrieux.

Plötzlich schrillte es aus dem Lautsprecher. Das anhaltende Pfeifen überschlug sich in einem jähen Aufjaulen. Dazwischen ertönte Léon Géoffs Stimme:

„Citroën auf gleicher Höhe mit uns — hat uns überholt — stellt sich vor uns quer — vier Männer, tragen Gesichtsmasken — mit Maschinenpistolen auf der Straße ..." Der Lautsprecher schwieg. Unheilverkündend.

„Hier Beta eins", sagte Kommissar Darrieux ruhig. „An alle Einsatzwagen: »Stichwort Weiße Nelke«. Standort des überfallenen Wagens ermitteln und Kreis schließen. Ende."

Inspektor Ferrandé nahm den Fuß von der Kupplung. Der Kommandowagen der Sûreté Nationale Section de Nice schoß hinter dem Oleandergehölz hervor und bog in sausender Fahrt auf die Route Nationale sieben. Sekunden später raste er auf der asphaltierten Fahrbahn dahin.

„Na also", sagte der Kommissar. Er nahm eine lange Pistole und eine Handvoll Patronen aus dem Handschuhfach. Gelassen prüfte er das Magazin. Nachdem er den Sicherungshebel umgelegt hatte, starrte er schweigend in die Ferne.

Inspektor Ferrandé kauerte weit vorgebeugt überm Steuer. Sein bleiches Gesicht unterm dünnen blonden Haar war ausdruckslos. Jetzt schaltete er das Blaulicht ein und wies mit dem Kinn nach vorn. „Da sind sie!"

„Allerdings, aber ..." Marc de Lima griff nach einem Fernglas und richtete es auf die See. „Ein Schnellboot", sagte er. „Es dreht ab!"

Dort, wo die Nationalstraße sieben dem Ufer am nächsten kam, wendete rasch ein flacher weißer Renner mit hoch aufschießender Bugwelle. In voller Fahrt flitzte er in Richtung offenes Meer. Eine Polizeibarkasse tauchte auf und steuerte ihn an, um ihn zu rammen. Aber er wich aus und gewann immer mehr Tempo.

„Den kriegen wir nicht", knirschte Darrieux.

„Da ist etwas schiefgegangen", sagte Marc. „Wir haben doch damit gerechnet, daß Coco und der »Mann mit der weißen Nelke« die Beute auf ein Boot übernehmen würden!"

„Das jedenfalls sollte ihnen nicht gelungen sein", knurrte Inspektor Ferrandé mit einiger Genugtuung.

Sie hielten am Tatort. Das Taxi hatte sich dem Citroën in die Seite gebohrt, um ihn für eine Flucht unbrauchbar zu machen. Léon Géoff lehnte am verbeulten Kotflügel des Gangsterwagens und hielt vier klägliche Figuren mit einer Maschinenpistole in Schach.

Kommissar Darrieux kletterte aus dem Polizeiauto. Marc folgte. „Ein Wiedersehen mit lauter alten Bekannten", sagte er sarkastisch. „Zoro, Guillaume, Candy und Vicki — Coco Brunniers fröhliche Totschläger aus dem halb verfallenen Landhaus an der Moyenne Corniche. Fehlt nur noch Fox Donahues Butler und der dicke Kollege, der mir auf den Zehen herumgetrampelt ist."

Immer neue Fahrzeuge trafen ein. Uniformierte Polizisten und Kriminalbeamte in Zivil umringten die Gangster. Handschellen schnappten ein. Spurensicherer untersuchten den schwarzen Citroën.

Plötzlich erklang eine gutturale Stimme: „Dürfte ich vielleicht erfahren, was das alles bedeutet?" fragte sie. „Mein Flugzeug startet jeden Augenblick!"

Kommissar Darrieux ging zum Taxi hinüber. „Ah, Monsieur le Radjah", sagte er.

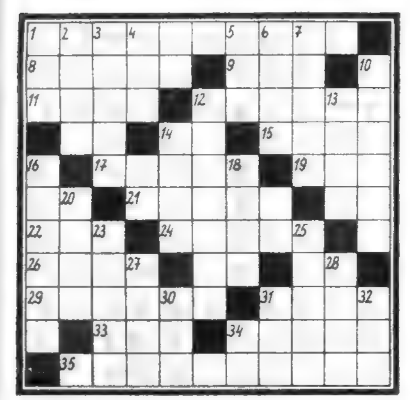
Tatsächlich steckte der Radscha von Dschaipur das bartbekränzte Gesicht höchst ungehalten aus dem Wagenfenster und fletschte das weiße Gebiß.

„Mit Schmuck im Wert von über zwei Millionen Francs fährt man nicht

Bitte umblättern

Kopfnüsse

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Sternkunde, 8. Adelstitel, 9. Teil des Wagens, 11. Balken, 12. Zögling einer Offiziersanwärterschule, 15. englischer Adliger, 17. antikes Volk in Vorderasien, 19. Frauenname, 21. Tierprodukt, 22. unweit, 24. Blütenstand, 26. Leid, 29. Behauptung, 31. sauber, 33. ich (lateinisch), 34. Fallklotz, 35. Landschaft in Südspanien.
Senkrecht: 1. Klostervorsteher, 2. indisches Frauengewand, 3. Erlebnis im Schlaf, 4. europäische Hauptstadt, 5. bete (lateinisch), 6. Insektenlarve, 7. Vorbild, 10. Gebälkträger in der Baukunst, 12. Titel des früheren Vizekönigs von Ägypten, 13. Musikstück für drei Instrumente, 14. Blutgefäß, 16. Flugzeugschuppen, 18. Überbleibsel, 20. Sporenpflanze, 23. Gestalt der Nibelungensage, 25. tropisches Baumharz, 27. Bedienstete in der Landwirtschaft, 28. Schauspieler, 30. Riesenschlange, 31. abessinischer Fürstentitel, 32. Fluß in England.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ab — ar — be — ber — berg — ca — des — e — fa — fan — fel — gott — ko — koe — ku — la — le — lek — lett — li — li — lieb — lu — los — mis — mos — ne — nigs — non — non — o — o — o — on — pel — rah — re — rei — sa — sa — sa — sau — se — so — sus — ta — ti — toel — tor — tra — trak — trei — u — ue — um — ve — vi sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein dänisches Sprichwort ergeben: 1. vierter Sonntag vor Ostern, 2. Blasinstrument, 3. Schreibfläche, 4. antikes Bauwerk in Rom, 5. Ölfrucht, 6. weiblicher Vorname, 7. Zugmaschine, 8. Oper von Richard Strauß, 9. ungeschickter Mensch, 10. herkömmlicher Brauch, Sitte, 11. Klosterfrau, 12. Süßwein, 13. Stadt in Mitteldeutschland, 14. Lossprechung, 15. griechische Insel im Ägäischen Meer, 16. altdeutscher männlicher Vorname, 17. englischer König und Held eines Dramas von Shakespeare, 18. Angabe, Aufschneiderei, 19. tiefer Taleinschnitt, 20. Stadt in Ostpreußen, 21. veilchenblau.

GLEICHUNG

$(a - b) + (c - d) + (e - f) + (g - h) + (i - k) + (l - m) + (n - o) + (p - q) + (r - s) + (t - u) + (v - w) + (y - z) = x$.
a = schmaler Weg, b = langweilig, c = biblische Gestalt, d = Haustier, e = Verweis, f = Aristokratie, q = englische Universitätsstadt, h = Laut, i = Ansatz an Metallen, k = Himmelsrichtung, l = Putzmittel, m = Abgott, n = Behälter, o = hessischer Kurort, p = Inseleuropäer, q = Ausdruck beim Skat, r = deutscher Komponist, s = nordwestböhmische Stadt, t = Stadt bei Hannover, u = altes Längenmaß, v = Eile, w = Teil eines Baumes, y = maßlos, z = Richtschnur, x = bekanntes Bauwerk in Rom.

MODERNE MALER

Gesucht werden die Nachnamen folgender Maler und Bildhauer, deren Vornamen angegeben sind. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Nachnamen, von oben nach unten gelesen, einen bedeutenden zeitgenössischen französischen Maler: 1. Marino, 2. Hans, 3. Henri, 4. Johannes, 5. Oskar, 6. Georges, 7. James.

ZITAT

Nach dem Einsetzen der fehlenden Buchstaben ergibt sich bei richtiger Lösung ein Zitat von Christian Morgenstern (ch = ein Buchstabe): Ni - t da - - t m - n -ahe - - wo m - - s - in - - Woh - s - t - - - t s - - de - - wo - - n ver - - - nd - n - - rd.

VISITENKARTE

Welchen Beruf hat dieser Herr im Augenblick?

O. E. Stoundig, Toelz

Rätsellösungen aus Nummer 52:

KREUZWORTFÜLLRÄTSEL: Waagrecht: 1. Shed, 4. Jak, 6. Atem 7. Rom, 8. Maria, 9. Sol, 11. Tuer, 12. Aera, 13. Alp, 14. Bethlehem, 18. Rum, 19. Rees, 21. Rebe, 24. Ars, 25. Jesus, 26. Ost, 27. hart 28. Ase, 29. Zeus. Senkrecht: 1. Staude, 2. Here, 3. Emir, 4. Joseph, 5. Amor 6. Amt, 10. Lamm, 12. Ale, 13. Alm, 14. Bora, 15. Tresse, 16. Hus, 17. Elburs 20. Eros, 21. Rehe 22. Esau, 23. Est. — AUS DEN SILBEN: 1. Gaurisankar, 2. Ursula, 3. Talar, 4. Edamer, 5. Mausoleum, 6. Antwerpen, 7. Niederwald, 8. Irrlicht, 9. Enkel, 10. Roland, 11. Edelweiß, 12. Nairobi, 13. Bandage 14. Eleve, 15. Sandalette, 16. Taormina, 17. Erpel, 18. Hefe, 19. Elegie, 20. Norwegen, 21. Amnestie = Gute Manieren bestehen aus lauter kleinen Opfern. — WER SCHRIEB WAS?: 1. Aida, 2. Liebesverbot, 3. Königskinder, 4. Mignon, 5. Evangelimann 6. Norma, 7. Elektra = Alkmene. — DOPPELWÖRTER: 1. Ackerbau, 2. Bergsteiger, 3. Regenbogen, 4. Almrausch, 5. Herzblatt, 6. Amorbach, 7. Mailand, 8. Lastwagen, 9. Imbißhalle, 10. Neunauge 11. Chinarinde, 12. Ohrfeige, 13. Langmut, 14. Nebelhorn. Von 1 bis 14: Abraham Lincoln, Präsident der USA von 1861 bis 1865. — RIESENKREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Absatz, 6. Praetention, 13 Marabut, 19. Gral, 21. Rute, 22. Hiob 24. Talar, 26. Run, 27. Skat, 29. Burg, 31. Lab, 33 Ras, 37. Nicot, 41. it, 42. Baader 43. Eros, 45. Azalee, 47. Isere, 49. Aue, 51. Rad, 53. Lord 54. Adolar, 55. Huette, 57. Iris, 58. Lenz 60. Beirut, 62. Niederwerfung, 63. Traenengas, 64. Adana, 66. Elen, 68. Ne, 69. Ar, 70. Staub, 72. Rigorosum, 75. EK, 77. Mop, 78. pur 80. Rum, 82. Natur, 84. Lie, 85. Irak, 87. Lys 88. Fall, 89. Esten, 91. Kugel, 92. Ekel, 94 Alge, 95. As, 97. Stausee, 100. Reh, 102. Tinte, 103. vif, 104. Erek, 106. Eta, 107. Vene 108. Elan, 109. Zins, 110. Neid, 111. Fett, 112. Bann, 113. Sam, 115. Hieb, 117. Ade. 118 Pirat, 120. Liu, 121. le, 122. Kommers, 124. Nr., 125. Mops, 126. Rotz, 128. Raute, 131. Guete 133. Ilse, 134. Lok, 136. Ruin, 137. Ase, 138. Dativ, 140. Gel, 141. no, 142. Log 143. Lek. 145. Ra, 146. Herostrat, 149. Trend, 151. Order, 153. Rosa, 154. Pier, 155. Palast, 157. Kameradschaft, 166. Zirkumflex 175. Fes, 176. Bar, 177. Nike, 178. Sahara, 179. Kilian 180. Rota, 181. er, 182. Pirol, 184. Mutter, 186. Lore, 187. Setter, 188. Vesuv, 189. Koran, 190. Arno, 192. Trip, 193. Norm, 195. Ais, 196. Mai, 197. Wal, 198. Kaiser 200. Puma, 201 Kuli, 203. Moses, 205. Hypotenuse, 206. Deck, 207. Intelligenz, 208. Liberia. — Senkrecht 1. Agrikultur, 2. Brut, 3. San, 4. Al, 5. Zikade 7. Aub, 8. Etuede, 9. Terror, 10. Tip, 11. Iota, 12. Ob, 14. AT, 15. rar, 16. Alai, 17. Bassin, 18. Ur, 20. Bad, 23. Taler, 25. Dress, 27. Sari, 28. Tete 30. Golf, 31. Laut, 32. Beta, 34. Uria, 35. Galanterieware, 36. Ruede, 38. Ir, 39. Cab, 40. Ode, 42. Bon, 44. Sau, 46. Ete, 48. Erg, 50. Ena, 52. Dressur, 56. en, 59. Znaim, 61. Team, 65. Argon, 67. Nu, 71. Bruellaffe 73. Opal, 74. opus, 76. Kurs, 79. Eile, 81. Mate, 83. Typ, 84. Lage, 86. Keks, 88. Fuge, 90. nett, 91. Klee, 93. Laie, 94. Asta, 96. Serenade, 98. Unterarm, 99. Einstein, 101. Helene, 103. Ventil, 105. Kain, 107. Vieh, 112. Baldriantropfen, 113. Sims, 114. Maer, 116. Burgenland, 118. Pope, 119. Trog, 122. Kote, 123. stur, 125. Muse, 127. Zeug, 129. also, 130. Not, 132. Tier, 134. Iago, 135. Kilt, 138. Dorer, 139. Vertrag, 142. Leber, 144. Karosserie, 147. Test, 148. Trier, 150. Na, 152. Des, 155. Parade, 156. Aron, 157. Kim, 158. akut, 159. Metrik, 160. Reep, 161. Salome, 162. Choral, 163. Harm, 164. Are, 165. Fa, 166. Zita, 167. Iltis, 168. Ries, 169. Kar, 170. un, 171. Freier, 172. Los, 173. Etui, 174. Xaver, 176. Bir, 182. Polo, 183. uns, 185. Tic, 187. Sole, 188. Vase, 189. Kap, 190. Aas, 191. oed, 193. Nut, 194. Bug, 196.3Mob, 199. Re, 202. in, 204. Si = Allen unseren Lesern in nah und fern, in Stadt und Land ein frohes Weihnachtsfest

DER MANN MIT DER WEISSEN NELKE

Fortsetzung von Seite 48

allein zum Airport", sagte der Kommissar. „Sie wurden das Opfer eines Raubüberfalles, Hoheit."

„Ich — wieso?"

Darrieux zog die Brauen zusammen. „Die Banditen wollten Ihnen den Lederkoffer mit den Juwelen abnehmen", sagte er finster. „Sie müßten es gemerkt haben."

Der orientalische Potentat lächelte abschätzig. „Wenn das wirklich die Ursache des unliebsamen Aufenthalts gewesen sein sollte", sagte er hoheitsvoll, „so hat es der vortreffliche Taxichauffeur mit seiner Maschinenpistole verhindert. Dürfte ich jetzt weiterfahren?"

„Nein", sagte der Kommissar. Er schritt auf Inspektor Ferrandés Assistenten Léon Géoff zu und legte ihm schwer die Hand auf die Schulter. „Woher hatten Sie die MP, Léon, als der Überfall stattfand?" fragte Kommissar Darrieux mit rauher Stimme.

„Ich konnte mir doch nicht den Schmuck kaschen lassen, Herr Kommissar", murmelte Léon Géoff. „Von diesen lausigen Figuren!"

Darrieux starrte wütend vor sich hin. „Ich habe Ihnen befohlen, unbewaffnet die Droschke zu steuern", stieß er hervor. „Gerade das, was Sie getan haben, wollte ich verhindern. Durch Ihr Eingreifen wurden Coco Brunnier und der »Mann mit der weißen Nelke« vorzeitig gewarnt und konnten mit ihrem Schnellboot abdrehen. Hätten die beiden erst einmal angelegt, wären sie erledigt gewesen!"

Niedergeschlagen ließ Léon Géoff die Maschinenpistole sinken. „Aber ich dachte . . ."

Marc de Lima trat heran. Mitleidig betrachtete er den jungen Assistenten. „Nun müssen wir wieder von vorn beginnen", sagte er. „Tja — übermäßiger Mut ist meistens die Folge mangelnder Intelligenz!"

★

Der Vortag der Fürstenhochzeit von Monaco begann auch sonst einigermaßen unfreundlich.

Die Regenwolken über der Côte d'Azur hatten sich trotz Jubel um das Brautpaar, trotz Fahnenschmuck und Blumengirlanden keineswegs verflüchtigt.

★

Als Marc de Lima zur „Albatros" zurückkehrte, nieselte es. Graue Wellen schaukelten die Jacht, die ihm der amerikanische Hosenträgerkönig Sam Styler für den Aufenthalt während der Fürstenhochzeit zur Verfügung gestellt hatte.

Der bleifarbene Himmel und das menschenleere Hafenbecken von Nizza waren wenig dazu angetan, Marc nach dem Mißerfolg der morgendlichen Jagd aufzuheitern.

Mißmutig ließ Marc den Blick über die Kähne streichen, die fest verzurrt und mit Planen abgedeckt an der Hafenmauer ankerten.

Da schrak Marc zusammen. Er hatte das flüchtende Schnellboot vorhin aus dem Polizeiwagen durchs Fernglas genau sehen können. Jetzt, knapp eine Stunde später — nein, eine Täuschung war unmöglich! Der weiße Flitzer, der dort unten zwischen den Seglern schlingerte, mußte das Fahrzeug sein, worin Coco Brunnier und der „Mann mit der weißen Nelke" geflohen waren!

Marc begann zu laufen. Automatisch setzte er sich in Bewegung, während ihm diese Gedanken durch den Kopf schossen. Er dachte weiter: Natürlich, der „Mann mit der weißen Nelke" rechnete nach dem mißglückten Überfall mit einer sofortigen Überprüfung aller Verdächtigen, die zur ungewöhnlichen Morgenstunde nicht im Hotel anzutreffen waren. Dem mußte er unter allen Umständen zuvorkommen.

Und Marc dachte noch eines: Das beweist, daß der „Mann mit der weißen Nelke" in Nizza wohnt — hier, in einem der Hotels oder in einer Pension oder sonstwo. Aber auf alle Fälle in Nizza. Denn für Winkelzüge, Tarnungen oder auch nur Vorsicht war ihm diesmal keine Zeit geblieben.

Marc schwang sich auf einen der Segler. Er klammerte sich ans Tauwerk und setzte gewandt auf den Nachbarkutter über. Und auf den nächsten. Noch einmal . . . Bis er die Segeljacht erreicht hatte, neben der sich das kleine weiße Rennboot auf der Flut wiegte.

Marc de Lima kniete nieder. Während er sich mit der Rechten an der niedrigen Reling festhielt, griff er mit der Linken nach dem Seil, das das Fahrzeug mit dem Ankerring an der Kaimauer verband. Er zog das schnittige Boot näher. Die frisch gelackte Bordwand trug keinen Namen. Die schräge Scheibe war beschlagen und vom Nieselregen überperlt. Eine nasse braune Popelineplane spannte sich flüchtig über die beiden offenen Sitze hinterm Steuerrad.

Marc de Lima setzte den Fuß vorsichtig aufs Hinterdeck des Renners. Die Sohle seines leichten Segelschuhs fand kaum Halt auf der glitschigen Oberfläche. Das Heck des Flitzers sackte weg, Marc strauchelte und stürzte auf das Tuch. Der Stoff zerfetzte mit feuchtem Knirschen. Der Bug des weißen Schnellbootes tauchte ins Wasser und zuckte sofort wieder hoch. Eine weiche Masse verrutschte unter Marcs Gewicht und richtete sich im Rhythmus der Bewegung jäh auf. Aus den Falten der bräunlichen Popelinehülle starrte Coco Brunniers Gesicht.

Marc de Lima schauderte. Aus zwanzig Zentimeter Entfernung sahen ihn die gebrochenen Augen an wie aus dem Körper einer bösen Riesenqualle. Nichts Menschliches mehr war an dieser Leiche, der die geteerte Hanfschnur um den Hals lag, als sei ein Sack damit zugeschnürt.

Marc erhob sich stumm. Er zitterte. »Tot«, dachte er. »Ermordet. Auch er. Vom ‚Mann mit der weißen Nelke'.«

Marc de Lima rief nicht die Polizei. Er zurrte die Popelinehülle wieder fest, so daß der Tote verborgen blieb, und kletterte an Bord seiner „Albatros". Mit weichen Knien betrat er den Salon. Schnurstracks steuerte er die Hausbar an. Rasch füllte er ein Glas mit Whisky und stürzte es hinunter. Dann noch eines. Ein drittes nahm er als Reserve an den Klubtisch mit.

Dort saß Jeanette. „Habt Ihr Coco erwischt?" fragte sie gespannt.

Marc betrachtete das Mädchen. Es hatte kastanienrotes Haar, grünliche Augen und einen geschwungenen Mund. Die Figur war tadellos. Das zeigten der blaue Pulli und der enge graue Rock.

„Tja, Coco Brunnier", sagte Marc tonlos. Er trank nun doch seinen dritten Whisky.

„Ist was los, Marc?" fragte Jeanette.

Marc zuckte die Achseln. „Coco ist uns durchgegangen", sagte er. „Seine Bande sitzt fest."

Das Mädchen sprang auf. „Coco Brunnier ist ab?" schrie sie. „Stiftengegangen?"

Marc nickte. „Futsch", sagte er.

Jeanette stürzte sich auf ihn. Sie packte ihn an den Schultern und versuchte, ihn zu schütteln. Schweiß rann ihr über die Stirn, furchte das Make-up. Sie pfiff und keuchte. „Coco Brunnier ist euch durch die Lappen gegangen!" keuchte sie. „Er weiß längst, daß ich ihn 'reingelegt habe. Umbringen wird er mich. Er und dieser »Mann mit der weißen Nelke«!"

„Sei ruhig", sagte Marc.

Das Mädchen hängte sich fester an ihn. „Ruhig!" keuchte sie. „Wo sie mich erwürgen werden! Mit ihrer geteerten Schnur, diese Killer! Marc, wenn du mich liebst, wenn du mich nur ein bißchen liebst . . ."

„Mund halten", sagte er, ging zur Hausbar und mixte zwei weitere Black and White.

Er reichte eines der Gläser Jeanette. Sie nahm den Drink und nippte daran. Rote Flecke bedeckten ihren Hals. „Danke, Marc", sagte sie leise. Und: „Ich weiß, du läßt mich nicht von Coco erledigen. Du nicht . . ."

Marc trank seinen Whisky. Dann trat er ans Bullauge und blickte aufs Hafenbecken hinaus. Er sah das weiße Rennboot auf den Wellen schaukeln. „Coco Brunnier ist tot", sagte er.

Hinter seinem Rücken klirrte Jeanettes Glas auf den Boden. „Ermordet?" fragte das Mädchen.

„Ja", sagte Marc. „Er wußte zuviel. Und er saß mit dem »Mann mit der weißen Nelke« im selben Boot. Jetzt sitzt er immer noch drin, nur merkt er nichts mehr davon."

Jeanettes Antlitz war bleich und maskenhaft. Tränen liefen ihr über die Wangen. Mit rudernden Armbewegungen erhob sie sich aus dem Sessel und tastete sich zur Tür. „Ich verschwinde", sagte sie. „Sofort — und wenn ich dabei vor die Hunde gehe!"

Marc de Lima straffte sich. „Jeanette, ich . . ."

„Schon gut, Marc", sagte das Mädchen. „Warum solltest du mir schon helfen? Ich bin nicht viel wert — Strandgut. Nicht die Tochter eines amerikanischen Hosenträgermillionärs."

Marc schluckte. Konnte er ihr erklären, daß es nicht wegen Diana Styler war? Daß er an der Côte d'Azur bleiben mußte, um dem „Mann mit der weißen Nelke" die längst fällige Rechnung zu präsentieren? Sie würde es nie begreifen. „Alles Gute", sagte er.



Jeanette lächelte mit starren Mundwinkeln. „Dir auch", sagte sie.

Marc sah sie noch ein Stück über Deck stöckeln. Ihr blauer Pulli und der enge graue Rock verschwammen im diesigen Regenlicht.

★

Vom Quai des Etats-Unis rief Marc Kommissar Darrieux an. „Habt ihr aus Cocos Burschen was herauspumpen können?" fragte er.

„Sie wissen nicht mehr als wir", sagte der Kriminalbeamte. „Augenblicklich versuchen wir festzustellen, wo das weiße Rennboot geblieben ist, mit dem die Hauptfiguren verduftet sind."

„Viel Spaß!" sagte Marc. Er warf den Hörer auf die Gabel.

★

Gegen vier Uhr nachmittags hatte die Côte d'Azur viel von einem festlich summenden Bienenstock an sich. Eine jubelnde Menge zog durch die Straßen, aus den Bistros, Bars und Restaurants schallte Musik. Es wurde gesungen und getanzt. Marc de Lima hielt auf seine Weise mit. Er ließ keine Bar und keinen Drink aus.

Im Boule von Beaulieu stieß er auf Diana Styler. Sie trug trotz der frühen Stunde ein glitzerndes Abendkleid, das ihrer Stromlinienform alle Ehre machte.

„Diana", sagte er.

„Marc, was ist?" fragte sie.

„Nichts", sagte er mißmutig.

„Hängt es mit diesem Kriminalfall zusammen?"

„Es hängt mit dir zusammen", sagte Marc. „Damit, daß ich mich von dir nicht einfangen lasse. Und wenn man mir hunderttausend Jachten andrehen würde!"

„Marc, bist du wahnsinnig?" fragte Diana.

„Eben nicht", sagte Marc. „Weil mir du und deine Hosenträger gestohlen bleiben können!"

Diana sah ihm in die Augen. „Du weißt, daß du mir unrecht tust", sagte sie. „Ich mag dich, ja. Doch ich hab' nie versucht, dich zu kaufen. Nicht mit Hosenträgern und nicht mit der »Albatros«!"

Es stimmte. Marc vermochte es nicht zu leugnen, trotz der vielen Whiskys und Cocktails und was sonst er intus hatte. Aber gerade das ärgerte ihn noch viel mehr. „Schluß mit dem eleganten Spiel", sagte er. „Morgen hau' ich ab aus diesem mondänen Sumpf."

„Schon gut, Marc", sagte Diana zärtlich. „Jeder will mal den ganzen Kram hinschmeißen, und wenn's ein freies Abenteuererleben ist. Das versteh' ich ja. Gut sogar. Komm, wir bummeln durch Beaulieu und lachen ein bißchen!"

Marc schüttelte den Kopf. „Das ist vorbei", sagte er. „Leb wohl!" Rasch machte er kehrt und durchquerte das Foyer.

Auf der Straße draußen versuchte er so lange an den Türen der parkenden Luxuslimousinen, bis er eine offen fand. Mit Hilfe des Drahtes, den er wie meistens bei sich trug, ließ er den Motor anspringen. Dann steuerte er den Wagen in die Kolonne, die sich in Richtung Nizza bewegte. Er hatte sich entschlossen.

Marc stellte das Auto am Boulevard François Grosso ab und ging das letzte Stück zum Hotel de France zu Fuß.

Er betrat die Hotelhalle.

„Melden Sie mich Comtesse de Savanne", sagte er.

„Sofort, Monsieur."

Louise war gerade beim Ankleiden, als er ihr Appartement erreichte. In zierlichem Blau und Rosé leuchtete ihr Salon. Die Tür zum Schlafzimmer stand einen Spalt offen. „Ich bin gleich fertig, Marc!" rief die Comtesse von nebenan. „Setz dich inzwischen."

Er folgte ihrer Stimme. Die Comtesse saß auf dem Bettrand und kämmte das schwarze Haar. Ihr Negligé war fast durchsichtig. Erstaunt blickte sie auf, als er über die Schwelle kam.

Er musterte sie. „Louise", sagte er. „Damals, am Strand von La Garoupe, hast du mir vorgeschlagen, mit dir zusammen von hier wegzugehen. Ich hab' mir's überlegt. Ich bin einverstanden!"

Über ihr rassiges Gesicht zog ein glücklicher Schimmer. Sie hob den Kopf und lächelte. Langsam breitete sie die Arme aus. „Marc", sagte sie.

Und hier, in diesem Augenblick — wie es häufig ist, wenn man es am wenigsten erwartet und am wenigsten will —, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Plötzlich glaubte er alles zu durchschauen.

Er wußte, wer der „Mann mit der weißen Nelke" war.

Fortsetzung folgt

HOROSKOP für die Woche vom 1. bis 7. Januar 1962

Widder 21. 3. bis 20. 4.

21. 3. bis 31. 3.: Sie kommen mit ganz anderen Menschen zusammen. Das wird für Sie beruflich vorteilhaft sein. *1. 4. bis 10. 4.:* Bleiben Sie bemüht, das Allerbeste zu leisten, und gehen Sie privat jedem Streit aus dem Wege. *11. 4. bis 20. 4.:* Zu Ihrer Verblüffung erhalten Sie da Hilfestellung, wo Sie Schwierigkeiten erwartet haben. Auch finanziell. Privat überraschende oder geheimnisvolle Ereignisse.

Stier 21. 4. bis 20. 5.

21. 4. bis 30. 4.: Lassen Sie Ihre Gedanken zurückwandern und versuchen Sie, aus gemachten Fehlern zu lernen. Das könnte Ihnen im Augenblick sehr nützlich sein. Viel Wichtiges liegt vor Ihnen. *1. 5. bis 10. 5.:* Privat treten einige Mißverständnisse auf (besonders Dienstag/Mittwoch). *11. 5. bis 20. 5.:* Manches wird Ihren (beruflichen) Widerspruch reizen und finanziell dann doch ein Angebot bringen, das 1962 zu einem turbulenten Jahr macht.

Zwillinge 21. 5. bis 21. 6.

21. 5. bis 31. 5.: Schriftliche oder persönlich überbrachte Angebote oder Nachrichten nicht für dummes Zeug halten, weil Sie die Dinge noch nicht genau übersehen. In Freundschaft und Liebe weniger exzentrisch sein. *1. 6. bis 11. 6.:* Die pekuniären Fragen fordern viel Geschicklichkeit und kluges Manövrieren. *12. 6. bis 21. 6.:* Geben Sie zu: Es ist schön, jemand zu haben, dem Sie Ihre kleinen Sorgen anvertrauen können. Manche können jetzt in die Gesellschaft Eingang finden. Das wäre beruflich und privat sehr vorteilhaft.

Krebs 22. 6. bis 22. 7.

22. 6. bis 2. 7.: Unbekümmert um Lob oder Tadel, um Fehlschlag oder Erfolg, heißt es jetzt vor allem, sich konsequent durchzusetzen. Nicht Gefühle zur Schau tragen, sondern nur unerschütterlichen Erfolgswillen. *3. 7. bis 12. 7.:* Viel Seltsames kommt auf Sie zu. Und Sie sind, bei etwas gutem Willen, in der Lage, auch die schwierigste Situation zu meistern. Das wird der Auftakt für ein gutes neues Jahr sein. *13. 7. bis 22. 7.:* Sie müssen sich selbst „nach vorne spielen". Das ist der beste Passierschein in eine bessere, erfolgreiche Zukunft.

Löwe 23. 7. bis 23. 8.

23. 7. bis 2. 8.: Privat ein bißchen „hin- und hergerissen". Gesundheitlich ein kleines Unbehagen, das nicht allzu leicht genommen werden soll. *3. 8. bis 12. 8.:* Energische Maßnahmen werden für manche in puncto Geld nötig. Um die Wochenmitte eine befremdliche Nachricht, die Sie (privat) ein wenig schockiert. *13. 8. bis 23. 8.:* Eine berufliche Veränderung geht Hand in Hand mit Neuerungen privater Natur (Wohnung, Reisen, Nachrichten). Geschäftlich wird Ihre Neugierde geweckt. Wahrscheinlich stellt sich ein großer Erfolg ein.

Jungfrau 24. 8. bis 23. 9.

24. 8. bis 2. 9.: Plötzlich wünschen Sie sich ein turbulenteres Leben. Das läßt sich verwirklichen, und Sie finden bald Geschmack daran. *3. 9. bis 12. 9.:* Ein wenig Klatsch ist um Sie und hemmt Ihre Entschlußkraft. Machen Sie sich frei davon. Schade um kostbare Zeit, die sich gerade jetzt gut anderweitig verwenden ließe. *13. 9. bis 23. 9.:* Beruflich werden Entscheidungen spruchreif. Stellen Sie klare Forderungen. Keinerlei unsichere Zusagen hinnehmen. (Kritisch: Montag und vor allem Freitag.)

Waage 24. 9. bis 23. 10.

24. 9. bis 3. 10.: Wichtige Unterredungen und Verhandlungen auf Vertragsbasis schon gleich in den ersten Tagen. Es wird nötig sein, einen gewitzten, kaufmännischen Berater zu fragen. *4. 10. bis 13. 10.:* Jetzt Prozesse beginnen, wäre bestimmt falsch. Vor Täuschungen auf der Hut sein, besonders, wenn es ums Geld geht. *14. 10. bis 23. 10.:* Waage-Frauen sollten sich nicht gewollt in Szene setzen. Im rechten Moment lieber ein paar freundliche Worte finden.

Skorpion 24. 10. bis 22. 11.

24. 10. bis 2. 11: Sie gefallen sich in dem Gedanken, andere zu beherrschen. Allerdings: Sie machen sich dadurch mehr Feinde als Freunde. *3. 11. bis 12. 11.:* In Ihrer Umgebung führt jemand eine scharfe Zunge. Machen Sie sie mundtot, jedoch auf möglichst charmante Art. Ob Sie das können? Und wie! *13. 11. bis 22. 11.:* In einer ganz persönlichen Sache ist jetzt Schweigen besser als Aufbegehren. Später ergibt sich aus solcher Selbstüberwindung ein unerhörtes Plus für Sie.

Schütze 23. 11. bis 21. 12.

23. 11. bis 2. 12.: Da platzt jetzt bei vielen eine Nachricht herein, die Gutes und Negatives zugleich bringt. Ihre Verhandlungstaktik (beruflich) ist zu direkt. Mehr Diplomatie im Augenblick. *3. 12. bis 12. 12.:* Diese Woche fängt in jeder Beziehung stürmisch an und endet auch so. Samstag und Sonntag nicht der Arbeit opfern. Die Gesundheit fordert ihr Recht, und auch die Familie. Weder das eine noch das andere dürfen Sie vernachlässigen. *13. 12. bis 21. 12.:* Privat sucht man Ihre Bekanntschaft, weil man Sie gewinnen möchte.

Steinbock 22. 12. bis 20. 1.

22. 12. bis 31. 12.: Verwirrende Neuerungen. Beim Partner Zuflucht und Rat suchen. *1. 1. bis 10. 1.:* Sie fühlen sich einsam und denken mit Neid an andere, die Mittelpunkt sind. Abwarten: Bald wird mehr Betriebsamkeit um Sie sein, als Ihnen lieb ist. *11. 1. bis 20. 1.:* Sie martern sich mit Eifersuchtsgedanken und machen damit auch dem Partner das Leben schwer. Ursache: Man hat Sie im Beruf ein wenig vernachlässigt.

Wassermann 21. 1. bis 20. 2.

21. 1. bis 30. 1.: Ein paar kritische Tage (am Dienstag, Mittwoch äußerst vorsichtig sein im Straßenverkehr!). Sie sind zuversichtlich, weil Sie große Dinge vor sich haben. *31. 1. bis 9. 2.:* Ein paar abenteuerliche Aspekte. Zum Glück verpflichtet Sie das zu nichts, es sei denn, vorsichtig zu sein. Auch finanziell kein Risiko eingehen *10. bis 20. 2.:* Wer wird gleich Protest erheben, weil jemand an Ihre Einsicht appelliert? Seien Sie großzügig, das bringt jetzt den meisten Effekt.

Fische 21. 2. bis 20. 3.

21. 2. bis 1. 3.: Sehr zum Entsetzen Ihrer beruflichen Gegner haben Sie rundum Erfolg. Bedenken Sie trotzdem, daß Glück auch trügerisch sein kann, und suchen Sie die beruflichen Erfolge auf eine möglichst feste Basis zu bringen. *2. 3. bis 10. 3.:* Privat lieber einmal nachgeben, auch wenn Sie sich im Recht fühlen. Über eine große Kluft wäre die erste Brücke gebaut. *11. 3. bis 20. 3.:* Seien Sie vorsichtiger denn je in der Wahl Ihrer Freunde. Eine bittere Erfahrung bliebe Ihnen sonst nicht erspart. Beruflich verblüffende Erfolge.

KREBS-FRAU (22. 6. - 22. 7.) - STEINBOCK-MANN (22. 12. - 20. 1.)

Wer paßt zu wem?

Eine Serie von Karl Fersen

Diese beiden haben sehr unterschiedliche Charaktere. Deshalb wird es nur selten eine Liebe auf den ersten Blick zwischen ihnen geben. Aber wenn sie zusammengefunden haben, dann entdeckt sie bald seine guten Eigenschaften: Er ist strebsam und sehr häuslich. Sie meint wohl manchmal, er sei ihr gegenüber zu kühl. Diese Zurückhaltung des Steinbock-Mannes ist jedoch keine Gleichgültigkeit. Die Krebs-Frau wird dies allmählich einsehen und ihn um so mehr lieben. Und sie wird dann erleben, daß er ihr sein ganzes Vertrauen schenkt. Sie sollte sich jedoch nicht übergangen fühlen, wenn er einmal Hilfe bei Freunden oder Verwandten sucht. Er tut dies dann nur, um sie von Unruhe und Sorgen zu verschonen.

Geld macht nicht glücklich, aber es beruhigt. Um diese Volksweisheit schaurig zu bestätigen, hatte das Schicksal Billy Warton ausgewählt. Der alte, schwerreiche Wucherer lag fürwahr sehr ruhig im Hinterzimmer des Polizeireviers: mit eingeschlagenem Schädel. War das die Quittung für ein Darlehen?



AUSGEWÄHLT VON ALFRED HITCHCOCK

Alle haßten Bill

VON HAROLD ROLSETH

Sheriff Holt rutschte ein wenig tiefer in meinen Bürosessel, und aus seinem offenen Hemdkragen quoll ein weiterer Wulst seines Doppelkinns hervor. Seine feiste Hand spielte nervös mit dem Sheriffstern. „Nischt zu machen", seufzte er. „Es gibt einfach zu viele Verdächtige. Das ist schlimmer, als wenn es überhaupt keinen Verdächtigen gäbe."

Ich nickte mitfühlend und räumte behend einen Stapel Zeitungen von meinem Schreibtisch, als Sheriff Holt Anstalten machte, seine Füße daraufzulegen.

Wer hat auch schon von so einem Pech gehört: Es ist aktenkundige Tatsache, daß in Hillsdale höchstens alle halbe Jahrhunderte mal ein Mord begangen wird. Und ausgerechnet an dem Tag, an dem Billy Warton unsanft ins Jenseits befördert wurde, muß ich im Nachbarort Forest City der Eröffnung einer neuen Hühnerfarm zusehen!

Da fällt mir ein, ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt: Sam Caldwell ist mein Name. Ich bin der Verleger, Redakteur und Chefreporter des „Hillsdaler Wochenblatts", alles in einem. Und wenn in unserem verschlafenen Städtchen endlich einmal etwas passiert, was meine dreitausendsiebenhundertzweiundachtzig Leser wirklich mal aus ihren Schaukelstühlen reißen könnte, dann muß ich auf einer Hühnerfarm sein! Es ist zum Auswachsen!

Nun wußte ich natürlich bereits allerhand über den jäh verewigten Billy Warton. Und ich muß sagen: Unser dicker Sheriff hat recht. Wenn es in unserer friedlichen Gegend jemand gab, dem man es zutraute, ermordet zu werden, dann war es Billy Warton.

Warton hatte den Safe voll Geld und das Herz voll Geiz. Jedem armen Teufel, der zu ihm kam — und an armen Teufeln mangelt es bei uns leider nicht —, lieh er scheinbar großzügig aus, was er für angemessen hielt. Gegen angemessene Zinsen, versteht sich. War dann die Rückzahlung fällig, und der arme Teufel konnte nicht berappen — und das konnten die wenigsten —, wuppdich, ließ Billy Warton ihm das Dach überm Kopf und das Bett unterm Leib wegpfänden.

Er war eben ein böser Kerl, ein Giftpilz von einem Menschen. Selbst seine Schwester Susie konnte das, wie man sich zuraunte, schmerzlich bestätigen. Denn sie bekam von Billy das Essen kärglich, die Prügel dafür um so reichlicher zugemessen.

Es gibt also kaum Zweifel, daß Billy Warton das Schicksal herausforderte, und absolut keinen, daß ihn sein Schicksal auch ereilte, denn jetzt lag er im Hinterzimmer des Polizeireviers mit eingeschlagenem Schädel.

Wie es dazu gekommen war, das wollte ich nun von Sheriff Holt erfahren. Statt dessen erzählte er mir weitschweifig, was ich schon wußte.

Nämlich, daß Billy Warton Junggeselle und fünfundsechzig Jahre alt war, daß er mit seiner siebzigjährigen Schwester Susie zusammenlebte, die ihm den Haushalt führte und der er dafür wenig Dank wußte, daß Susie Warton die Gicht hatte und ihre Arme nicht höher als bis zur Schulter heben konnte, daß Billys geräumiges, altmodisches Haus auf einem Hügel am westlichen Stadtrand lag und vieles andere mehr.

Endlich kam der Sheriff auf Dinge zu sprechen, die mir neu waren: Billy Wartons Leichnam war am vergangenen Nachmittag gegen fünf Uhr aufgefunden worden. Als Jim Carters Laufbursche einen Kanister Fliegengift abliefern wollte, den Warton am Vormittag in Carters Laden gekauft hatte, fand er Billy Warton auf dem Gartenweg vor dem Haus blutig und tot daliegen.

Die Sonnenstores auf dieser Seite des Hauses waren alle dicht vorgezogen, um die Nachmittagshitze abzuhalten. Also war Susie Wartons Zeugenaussage glaubhaft und einleuchtend: Sie habe kein verdächtiges Individuum ums Haus schleichen sehen.

Ächzend wischte sich der Sheriff den Schweiß aus dem fettglänzenden Gesicht und stierte trübsinnig vor sich hin. „Ich sag's Ihnen ja", jammerte er, „'s gibt ganz einfach zu viele Verdächtige. Wie soll ich da den Mörder finden!"

Ja, wie sollte der arme Sheriff Holt den Mörder finden! War er doch mit Mord und Totschlag weit weniger vertraut als die gewieften Kriminalkommissare in den unsicheren Großstädten oder als die regelmäßigen Leser von Hitchcock-Geschichten.

Ich versuchte, ihm auf die Sprünge zu helfen. „Wie steht's denn mit Susie? Hat die denn kein Motiv?"

„Aber dicke! Seit vierzig Jahren lebt sie bei ihrem Bruder, und seit vierzig Jahren hat sie kuschen müssen. So was frißt sich ein."

„Na also!"

„Was heißt: na also? Susie könnte nicht mal 'ne Fliegenklappe schwingen, geschweige denn eine Mordwaffe, mit der man einen Schädel einschlagen kann. Außerdem hätte sie dazu auf eine Leiter klettern müssen. Billy ist über zwei Meter groß und Susie knapp einssechzig."

„Haben Sie eigentlich die Mordwaffe gefunden?"

„Nee. Fest steht nur, daß es ein schweres Ding war und mit aller Wucht gebraucht wurde."

Ich ließ mir das eine Weile durch den Kopf gehen. Dann sagte ich bedächtig: „Sheriff, der Kerl, den wir suchen, ist ..."

Erstaunlich behend für einen so fülligen Mann schnellte Holt aus dem Sessel. Seine Augen wurden rund und groß. „Sie kennen den Täter?"

„Nein", gestand ich. „Noch nicht. Aber ich kann ihn mir genau vorstellen. Es muß ein großer, kräftiger und brutaler Mann mit einem starken Motiv sein."

Der Sheriff ließ sich wieder in den Sessel plumpsen, legte die Stirn in Falten und dachte nach. „Wenn das stimmt, dann können wir die Zahl der Verdächtigen auf rund zweihundert oder so einengen. Sagte Ihnen ja schon: Es sind einfach zu viele."

„Aber die meisten von ihnen haben sicherlich ein Alibi", wandte ich ein. ‚Das müßte man in jedem einzelnen Fall überprüfen."

Holt winkte ab. „Zu viele", grunzte er betrübt.

Mit dem Sheriff war nichts anzufangen, das stand für mich fest. Ebenso fest stand, daß etwas geschehen mußte. Wo sollte ich sonst den sensationellen Bericht herbekommen, den meine dreitausendsiebenhundertzweiundachtzig Leser vom „Hillsdaler Wochenblatt" erwarteten?

Ich mußte mich also selbst dahinterklemmen. Ich zündete mir eine Zigarette an, schob mir den Hut, den ich nach bester amerikanischer Reportermanier im Genick sitzen hatte, tief ins Gesicht, wie es bester amerikanischer Detektivmanier entsprach, und fragte: „Haben Sie was dagegen, wenn ich mich mal ein bißchen mit Susie Warton unterhalte?"

„I wo", sagte der Sheriff. „Nur zu."

*

Der Garten vor Billy Wartons düsterem Haus sah aus, als hätte dort ein Zirkus drei Tage lang seine Zelte aufgeschlagen gehabt. Hunderte von Neugierigen hatten den Boden zertrampelt. Wenn es hier jemals Spuren gegeben hatte, so waren sie jetzt für immer verwischt.

Ich hatte Susie Warton nie zu Gesicht bekommen, und das hatte ich sicher mit den meisten anderen Leuten in Hillsdale gemeinsam. Niemand konnte sich entsinnen, Susie je außer Haus gesehen zu haben. So häuslich war sie. Oder so scheu.

Ich hatte mir Susie Warton immer als hutzeliges verkümmertes Weiblein vorgestellt, voller Schwielen und blauer Flecken.

Die Susie Warton, die mir die Tür aufmachte, sah aber ganz anders aus: alt war sie zwar, aber munter wie ein Vögelchen im Hanf. Wenn Billy sie geprügelt hatte, so sah man ihr äußerlich davon nichts an. Die Wunden mußten mehr seelischer Art sein.

Kleine, flinke Augen wie Perlen aus schwarzem Onyx musterten mich abschätzend, während ich in die Vorhalle trat.

Ich stellte mich vor.

„Erfreut, sehr erfreut", zirpte sie schrill. „Kommen Sie doch herein."

Ich verfügte mich in einen Stuhl aus massivem Eichenholz, und Susie Warton kauerte sich auf die Kante eines abgeschabten Ledersessels zur anderen Seite des Tisches.

„Mein aufrichtiges Beileid, Miß Warton", sagte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Armer Billy", zwitscherte Susie. „Das muß für ihn eine böse Überraschung gewesen sein!"

Während ich meine Verblüffung hinunterwürgte, fuhr sie fort: „Ich habe Billy gewarnt, daß so was passieren würde, aber er wollte ja nie auf mich hören!"

Ich wühlte in der Tasche nach meinem Notizbuch und sagte: „Wollen Sie damit sagen, Sie wußten, daß Billy umgebracht werden würde?"

„Aber gewiß doch, wie hätte ich es denn nicht wissen sollen."

Ich war versucht, mich in den Arm zu zwicken, denn ich wußte wahrlich nicht mehr — wachte oder träumte ich. Dann raffte ich mich zu der Frage auf: „Wer hat Ihren Bruder getötet, Miß Warton?"

Verdutzt richtete sie ihre funkelnden Äuglein auf mich. „Wieso? Das war natürlich ich." Während ihr Blick wieder rastlos im Zimmer umherzuwandern begann, setzte sie hinzu: „Es muß ihn sehr überrascht haben. Er glaubte nie, was ich ihm sagte."

Ich schlug die Beine übereinander. „Miß Warton", sagte ich sanft, „Ihr Bruder wurde durch einen wuchtigen Schlag auf den Kopf getötet. Dazu braucht's einen starken Mann. Sie wären doch nie in der Lage ..."

„Unfug", schnitt sie mir das Wort ab. „Was Billy umgebracht hat, das war kein Schlag."

„Kein Schlag?" echote ich ungläubig.

„Aber wo denn! Es war mein Bügeleisen. Ich ließ es ihm vom zweiten Stock aus auf den Kopf fallen. Ich habe ihn aber vorher gewarnt. Seine Gemeinheiten gingen mir nun wirklich über die Hutschnur."

„Aber hat Sheriff Holt Sie denn nicht gefragt, ob Sie den Mörder Ihres Bruders kannten?" forschte ich.

„Ach der!" seufzte Susie. „Nichts als Fragen über verdächtige Individuen. Lieber Himmel, ich habe wirklich niemand Verdächtigen ums Haus herumstreichen sehen."

Ihre quecksilbrigen Augen hefteten sich wieder auf mich. „Möchten Sie nicht eine Tasse Tee trinken?" piepste sie fröhlich.

„Nein!" protestierte ich heftig, während sich mir am Nacken die Haare sträubten. „Ein andermal", setzte ich gefaßter hinzu. „Nur noch eins, Miß Warton: Erzählen Sie mir doch bitte, warum haben Sie ihn getötet?"

„Was blieb mir denn anderes übrig? Billy wurde ja immer störrischer."

Sie lehnte sich nach vorn, stützte sich auf ihre gichtigen Ärmchen und flüsterte mir zu: „Ich habe es nie leicht gehabt mit Billy. Immer mußte ich ihm erst ins Gewissen reden, ehe er tat, was recht war. Aber gestern, stellen Sie sich das nur vor ..."

„Was?" flüsterte ich zurück.

„Gestern", sie hielt inne und schüttelte sich in vorwurfsvollem Grimm, „gestern waren drei Schuldscheine fällig, und Billy weigerte sich, auch nur einen von den Schuldnern pfänden zu lassen."

Und aus ihren Augen blitzte die Niedertracht, mit der sie ihren Bruder ein Leben lang gezwungen hatte, aus den Schuldnern den letzten Heller herauszupressen.

Nächste Woche eine neue
BUNTE KRIMINAL GESCHICHTE
Kenner lassen keine aus



Waagrecht: **1** ans Ufer geschwemmte Gegenstände, **9** deutscher Feldmarschall (1800–1891), **13** selbstloser Mensch, **21** Staatsschatz, **22** Bestandteil schottischer Namen, **24** Teil des Schuhes, **25** Nesseltier, **27** Autokennz. für Großbritannien, **29** Befestigungsmittel, **30** lettische Münze, **32** Meeresbucht, **33** Molukkeninsel, **35** südamerik. Raubvogel, **39** Palme, **41** Rotwild, **42** Fremdwortvorsilbe, **43** natürl. Zaun, **44** elektr. Maßeinheit, **45** Fundament, **47** orient. Markt, **49** Angehöriger eines nordafrik. Mischvolkes, **50** Schmerz, **52** Feier, **53** Zorn, **54** Mister (gek.), **56** Reinigung, **58** Honigwein, **59** eine Hauptbehörde der päpstlichen Kurie, **60** Pelzart, **62** Speisefisch, **64** schöner Jüngling der griech. Sage, **67** hohe Würde der Kurfürsten, **69** gestorben, **70** Frauenname, **71** belg. Kurort, **73** Insekt, **75** Fluß aus der Schweiz, **76** Frauenname, **78** griech. Buchstabe, **79** Staat der USA, **80** Facharzt, **83** Getränk, **84** wahnsinnig, **85** Nahrungsmittel, **86** Wacholderschnaps, **87** Hinweis, **89** Adriainsel, **90** Landvorsprung, **92** barsch, **95** Oper von Weber, **97** nord. Meerriesin, **98** nord. Gottheit, **99** Diener, **101** Flächenmaß, **102** ungar. Frauenname, **103** und (franz.), **104** griech. Göttin, **105** Autokennz. für Holland, **106** Augendeckel, **107** Name für den Nordamerikaner, **109** nordamerik. Erfinder (1847–1931), **111** Skulptur im Naumburger Dom, **112** jetzt, **114** austral. Strauß, **116** Bindewort, **118** student. Abkürz. f. Alter Herr, **120** schmal, **122** engl. Artikel, **124** Vertreter, **128** griech. Philosophenschule, **129** Empfehlung, **130** See im Schwarzwald, **131** nord. Göttin der Unterwelt, **132** Wassersportler, **134** Strom in Afrika, **135** verlassen, **136** franz.-schweiz. Flächenmaß, **138** in röm. Ziffern „1050", **139** Museum in Paris, **141** botanisch: Krümmung durch einseitiges Wachstum, **143** nordafrik. Gebirge, **145** Schanktisch, **147** Nebenfluß der Maas, **149** Wüstenbrunnen, **151** Sportart, **166** Fluß in Norwegen, **168** Empfangsraum, **170** Ausdehnung nach oben, **172** Erfinder des Dynamits, **173** bibl. Riese, **174** großer Raum, **175** Antilopenart, **176** Rennschuhe, **178** Waschmittel, **180** Nebenfluß des Neckars, **182** Bootszubehör, **183** Doktor (gek.), **184** persönl. Fürwort, **186** Wagenteil, **187** Metall, **188** Bestandteil des Blutes, **189** geistl. Lied, **190** Schiffskommando, **191** Vorwort, **192** Zeitvertreib, **195** laut (gek.), **196** taubes Gestein, **197** Muschelgeld in Afrika und Asien, **198** bestimmter Artikel, **199** inneres Organ, **200** Verletzung, **201** unweit, **202** Zins, **203** Schreiber, **204** Südfrucht, **205** deutsche Stadt.

Senkrecht: **2** chemisches Zeichen für Tantal, **3** Nordlandtier, **4** Berg in Vorderasien, **5** Nagetier, **6** Winkelzug, **7** Vorwort, **8** Zusammenfassung der gesamten jüdischen Tradition, **10** Anerkennung, **11** griech. Philosoph (etwa 625–545), **12** Spital, **14** Bürogerät, **15** Borte, **16** selten, **17** Reitersoldat, **18** Fluß in Weimar, **19** chem. Zeichen für Selen, **20** deutscher Komponist (geb. 1901), **23** ital. Insel, **26** Papiermaß, **28** Wintersportgerät, **31** dann (engl.), **34** gekörntes Stärkemehl aus Palmenmark, **35** Gesamtheit von Statisten, **36** Sinnesorgan, **37** Strom in Sibirien, **38** Adriainsel, **39** Pelzart, **40** engl. Männername, **42** Wappenvogel, **43** Raubfisch, **46** deutscher Name der Save, **48** Rarität, **51** ital. Musiknote, **55** nordamerik. Münze, **57** ägypt.-israel. Grenzstadt, **61** Männergestalt im Alten Testament, **62** Opernpartie, **63** ital. Artikel, **65** Ehrenzeugnis, **66** Treppe, **67** Oper von Verdi, **68** Truppenverpflegung, **72** engl. Bier, **74** Quadrillefigur, **75** japan. Staatsmann (1841–1909), **77** Altertum, **79** Frauenname, **81** zehn (engl.), **82** Siedlung, **86** Bodenertrag, **88** Arzt und Erneuerer der Medizin (1493–1541), **89** vulkan. Insel in der Sundastraße, **91** Stellung, **93** Salzwerk, **94** Zehennagel der Raubtiere, **95** Südfrucht, **96** franz. Staatsmann (1862–1932), **100** knock-out (gek.), **108** Fotoapparat, **110** Baumwollstoff, **113** Inselgruppe im Pazifik, **115** Nebenfluß der Save, **116** Vorfahr, **117** Truppengattung, **119** Fremdwortvorsilbe für anders, **121** Linie, **122** Stadt in Marokko, **123** vertraute Freunde, **125** Drehpunkt, **126** polnischer Fluß, **127** Nebenfluß der Rhone, **132** Insekt, **133** Pferdegangart, **135** altröm. Dichter, **137** Bruder Jakobs, **140** Auerochs, **142** Autokennz. der Türkei, **144** nord. Wintersonnenwende, **146** kariertes Gewebe, **147** abessin. Fürstentitel, **148** Männername, **149** Pferdestand, **150** Affenart, **152** griech. Göttin der Morgenröte, **153** Urbevölkerung der Pyrenäenhalbinsel, **154** Mohr, **155** Tierfutter, **156** franz. Artikel, **157** blauer Farbstoff, **158** gefranste Hornplatten im Maul von Walfischen, **159** Eisernes Kreuz (gek.), **160** röm. Feldherr (100–44), **161.** Garnwinde, **162** ital. Artikel, **163** Salzwasser, **164** Käsestadt in Holland, **165** Eierteigware, **167** Musikhalbton, **168** japan. Währungseinheit, **169** Name von Amundsens Luftschiff, **170** Bruder des Sem, **171** finn. See, **177** japan. Verwaltungsbezirk, **179** Straße (franz.), **181** Stadt in Ostmähren, **185** Getränk, **188** Gewässer, **189** griech. Hirtengott, **191** Zeichen, **193** Frauenname, **194** Schiffsgeschwindigkeitsmesser.

Für die Silvesterfeier empfahl Barmixer Jens Brenke neun köstliche Getränke

Probieren Sie mal!



Champagner-Cocktail:
❶ Legen Sie ein Stück Würfelzucker, das Sie vorher mit einigen Tropfen Angostura getränkt haben, in eine Sektschale und gießen Sie Champagner darüber. Auf den Sekt sollten Sie dann noch eine Zitronenschale legen.

Manhattan-Cocktail:
❷ Geben Sie zwei Drittel Canadischen Whisky, ein Drittel süßen Wermut, einen Spritzer Angostura bitter und eine Kirsche in ein Mixglas. Bevor Sie trinken, muß das Getränk noch einmal umgerührt werden.

Negroni-Cocktail:
❸ Vermischen Sie ein Drittel Gin und ein Drittel süßen Wermut mit einem Drittel Campari bitter. Zu diesem Cocktail gehören noch eine halbe Apfelsinenscheibe und ein Eiswürfel.

Dry Martini:
❹ Mixen Sie drei Viertel Gin mit einem Viertel herbem Wermut (Dry Wermut). Anschließend müssen Sie eine Zitronenschale im Glas ausdrücken und eine Olive dazutun. Leicht rühren!

Zibu-Cocktail:
❺ Dieser alkoholfreie Teenager-Cocktail besteht aus 2 cl Zitronensirup und $^1/_{16}$ Liter Buttermilch oder Sahne. Beides wird gut gemischt und mit zirka einer Flasche Coca-Cola aufgefüllt.

Daiquiri-Cocktail:
❻ Drei Viertel weißer Rum und ein Viertel Zitronensaft werden vermischt, zusammen mit drei Spritzern aufgelöstem Zucker in einem Mixbecher geschüttelt und den erfreuten Gästen serviert.

Steifer Grog:
❼ Zu einem normalen Grog braucht man ein Drittel Rum und zwei Drittel heißes Wasser. Sie können sich natürlich auch einen steifen Grog „genehmigen". Er besteht aus zwei Dritteln Rum und einem Drittel Wasser.



Cuba Libre:

❽ Ein Likörglas voll Rum, den Saft einer halben Zitrone und zwei Eiswürfel ins Glas geben und mit Coca-Cola vermischen. Zur Dekoration können Sie noch eine Zitronenscheibe am Glasrand befestigen.

Feuerzangenbowle:

❾ Zwei Flaschen Rotwein werden erhitzt. Dann werden über den Rand der Terrine eine Feuerzange und darauf ein Zuckerhut gelegt. Der Zuckerhut muß bis zur Sättigung mit starkem Rum übergossen und im verdunkelten Zimmer angezündet werden. Sie sollten so lange Rum auf den Zuckerhut gießen, bis sich der Zucker aufgelöst hat. Anschließend muß die Bowle noch gut umgerührt werden. Sie können ihr auch noch etwas Nelke beigeben.

Auf einen guten glücklichen Start!

Ein neues Jahr beginnt, ein Jahr, dem wir guten Mutes, voller Hoffnung und Zuversicht entgegenblicken, von dem wir vieles erwarten. Geben wir ihm darum einen glückhaften, stimmungsvollen Auftakt – heißen wir das Neue Jahr willkommen mit einer Flasche HENKELL TROCKEN! Durch seine vollkommene Reife und seine rassige Eleganz ist HENKELL TROCKEN der bekömmliche Sekt für Anspruchsvolle, die „etwas mehr" davon verstehen – und daher auch die traditionelle Marke, um das Neue Jahr freudig und festlich zu begrüßen. Denn von Generation zu Generation, von Jahr zu Jahr bestätigt es sich aufs neue: Mit HENKELL begonnen, glücklich das Jahr!

